This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 07437339 4

[illegible]

Kulturprobleme der Gegenwart.

Herausgegeben
von
Leo Berg.

Band IV.

Rasse und Milieu.

Von
Heinrich Driesmans.

BERLIN W. 15.
VERLAG VON JOHANNES RÄDE.
1902.

Rasse und Milieu.

13773

Von

Heinrich Driesmans.

BERLIN W. 15.
VERLAG VON JOHANNES RÄDE.
1902.

19

250062

19

Inhalt.

	Seite
Vorrede	VII
I. Kapitel: Ur-Mensch und Ur-Milieu	1
1. Ur-Mensch und Stammtafel der Menschenrassen	1
2. Rasse und Volk. Rassebildende Kraft	3
3. Die Milieu-Theorie. — Thomas Buckle	6
4. Das Ur-Milieu der weissen Rasse	16
5. Die fünf Vereisungsperioden in Europa	22
6. Die vorgeschichtlichen Menschenrassen Europas	28
II. Kapitel: Das allgemeine Natur-Milieu	34
1. Rasse gegen Milieu	34
2. Die zuchtwählerische Wirkung des ungünstigen Milieu	38
3. Der Ursprung des Kastenwesens	42
4. Die natürliche Auslese nach den Seelenanlagen. Otto Ammon	49
5. Der Bevölkerungsstrom	53
6. Die kulturelle und die natürliche Auslese	55
7. Der Schädel-Index in Europa und Asien	58
III. Kapitel: Das Rassen-Milieu Europas	61
1. Europa als Klein-Asien, England als Klein-Europa	61
2. Die Reste der europäischen Urbevölkerung. „Sancho Pansa“	66
3. Das Rassengewebe Europas. Zettel und Einschlag	73
4. Das mongolische Grundelement	80
5. Die historischen Rassen Europas	84
6. Die mittelländische Rasse	88
7. Blutmischung und Kulturentwickelung	91
8. Die Zuchtwahl als weltgeschichtliche Macht	106

Seite

IV. Kapitel: Die Zuchtwahl der weissen Rasse . . 120
1. Wachstum und Geschlechtstrieb 120
2. Fruchtbarkeit der Langköpfe und Rundköpfe . . 124
3. Streitwagen und Reitpferd; Zugwagen und Zelt . 125
4. Der zuchtwählerische Sinn der Arier und der übrigen Kulturrassen 130
5. Die Auslesefaktoren des modernen Kulturlebens: Auswanderung, Kulturgifte, Strafrechtspflege, Selbstmord und Selbstverneinung, Krankheiten und Kriegszüge 134
6. Moderne Zivilisation gegen rassebildende Kraft: Frankreich 142
7. Kraftverbrauch und Kraftersatz 147
8. Spanien als Beispiel negativer kultureller Zuchtwahl 152
9. Russland als Beispiel negativer natürlicher Zuchtwahl 158

V. Kapitel: Das germanisch-deutsche Kultur-Milieu 165
1. Das niederländische Milieu. Hippolyte Taine . . 165
2. Die Wandlungen des deutschen Kultur-Milieu . . 174
3. Das moderne geistige Milieu 195
4. Der moralisch-klimatische Zustand und die moderne ethnologische Revolution 210
5. Das zukünftige Kultur-Milieu 220

VI. Kapitel: Das individuelle Milieu 224
1. Die Milieu-Kreise 224
2. Das intimste Milieu. „Reich der Mütter“ . . . 227
3. Das Milieu der Milieu 230

Vorrede.

In meiner „Kulturgeschichte des Rasseninstinkte“*) habe ich unternommen, den verschiedenen Rasse-Elementen nachzugehn, die sich in der europäischen Völker- und Blutmischung, bezw. in allen Erscheinungen des modernen Kulturlebens auf dem politischen, religiösen, sozialen wie dem künstlerischen Gebiet bis auf den heutigen Tag geltend machen, ungeachtet der allgemeinen Ausgeglichenheit der europäischen Zivilisation. Statt der bisher in erster Linie bei derartigen Untersuchungen beobachteten und in Rechnung gezogenen äusseren Merkmale, wie der Sprache, Schädelbildung und somatischen Beschaffenheit, sind hier vorwiegend die inneren, psychischen und geistigen zur Charakterisierung und Erkenntnis der Rassen-Elemente herangezogen

*) I. Band: Das Keltentum in der europäischen Blutmischung. II. Band: Die Wahlverwandtschaften der deutschen Blutmischung. Eugen Diederichs Verlag, Leipzig.

worden. Dabei musste der Ursprung, das Wesen und die Entstehung der Grundrassen, aus denen sich die europäischen Kulturvölker zusammensetzen, der Germanen, Kelten, Romanen, Slawen, notwendigerweise unberücksichtigt bleiben, als aus dem Rahmen des Werkes fallend.

Diesem dient das vorliegende Buch. Die rassebildende Kraft, welche in den vier grossen Grundrassen gleichsam die Grundpfeiler geschaffen, auf denen die moderne Kultur und Zivilisation ruht, wird darin als aus ihrem jeweiligen Milieu herauswachsend dargestellt. Gleichwie das Korallentier von der verborgenen Stille des Meeresgrundes sein wundersam verschlungenes Gebäude in die Höhe treibt zum Licht des Tags, wo es sich mit Boden bedeckt und zum Träger einer Insel wird, auf der Lebewesen gedeihen; so ist die rassebildende Kraft immerfort in der Stille geschäftig, den Bau des modernen Völker- und Kulturlebens weiter zu vollenden. Dieses erscheint zwar in seiner Ausgeglichenheit dem „Rassenhaften“ längst abgestorben, so dass noch jüngst gefordert werden konnte, man müsse versuchen, zur Erklärung seiner Erscheinungen mit den allgemein menschlichen Eigenschaften auszukommen. Gleichwohl regt sich in dem starren Bau noch unvermindert uraltes Leben. In uns Allen lebt dieses Leben, gleichsam los-

gelöst von seinem Grunde, aber dennoch aufs Innigste mit ihm verbunden, wie das Korallentier mit dem turmhohen abgestorbenen Bau, in dem es sich aus abgründigen Tiefen und nächtlichem Grauen zum Licht erhoben.

Das vorliegende Werk bildet sonach die Vor- und Urgeschichte der modernen Rasseninstinkte, die Geschichte ihrer Urkultur, und dürfte daher die Aufmerksamkeit und das Interesse Aller beanspruchen können, die sich mit der „Kulturgeschichte der Rasseninstinkte“ beschäftigen und zu tieferem Verständnis derselben gelangen wollen. Dass es erst nach dieser erscheint, hat Gründe privater Natur. Es steht als Arbeit für sich allein; in ideellem, wiewohl nicht in unmittelbarem Zusammenhang und Verband mit der Bücherreihe, die ich unter dem Titel „Kulturgeschichte der Rasseninstinkte“ weiterhin erscheinen lasse. —

Von dem Inhalt des Buches ist bisher noch nichts veröffentlicht worden bis auf S. 61—73 und S. 92—119, die als Sonderaufsätze in der „Gegenwart“ erschienen (Nr. 51, 1900; 8, 49, 1901), hier indessen Neubearbeitung erfahren haben. Der Redaktion dieser Zeitschrift sage ich für die damalige Veröffentlichung dieser Arbeiten sowie für die jetzige Erlaubnis zum Wiederabdruck meinen verbindlichsten Dank.

Mögen die Leser meiner Kulturgeschichte dem vorliegenden Werk das gleiche Interesse entgegenbringen, das sie jener gezeigt haben; ihnen sowie insbesondere meinen Rezensenten danke ich für die bisher bewiesene und erhoffe ihre fernere Aufmerksamkeit und Mitarbeit an meiner Behandlung der Rassenfrage, die an sich mehr und mehr in den Vordergrund der Kulturgeschichte wie der Geschichtswissenschaft überhaupt rückt, sodass auf die Dauer sich Niemand mehr dem wird entziehen können, zu ihr Stellung zu nehmen.

Berlin-Wilmersdorf, Juli 1902.

Der Verfasser.

I. Kapitel.

Ur-Mensch und Ur-Milieu.

In dem sprachlosen Ur-Menschen (homo primigenius alalus), dem die artikulierte Lautverbindung als Korrelation begrifflicher Vorstellung fehlte und nur das Ausdrucksmittel der Gefühlsbewegung und der Gebärde zu Gebote stand, erkennt Ernst Haeckel den gemeinsamen Stammvater aller Menschenrassen. „Aus dieser Stammesart entwickelten sich," nach Haeckel*), „durch natürliche Züchtung verschiedene uns unbekannte, jetzt längst ausgestorbene Menschenrassen. Von diesen wurden zwei, eine wollhaarige und eine schlichthaarige, welche am stärksten divergierten und daher im Kampfe ums Dasein über die anderen den Sieg davon trugen, die Stammformen der heutigen Menschenrassen." Der Ethnologe Friedrich Müller**) lässt die wollhaarige Stammform im Süden, wahrscheinlich in Afrika, die schlichthaarige Stammform dagegen im Norden, in Europa und Asien, einheimisch sein und zur vollständigen Entwickelung gelangen. Jene schied

*) Natürliche Schöpfungsgeschichte, S. 620—621.

**) Allgemeine Ethnographie, S. 32.

sich, nach der Aufstellung dieses Forschers, in die büschelhaarige (Hottentoten und Papua) und die vliesshaarige Abart oder die Ur-Neger-Rasse, aus der die afrikanische Neger- und die Kaffern-Rasse hervorgingen. Diese differenzierte sich in die straffhaarige Abart der ozeanischen Ur-Rasse mit dem südlichen Zweig der australischen, dem nördlichen der arktischen und der amerikanischen Rasse, sowie der ostasiatischen Rasse mit dem malayischen und dem mongolischen Zweig einerseits, und in die lockenhaarige Abart andererseits oder die südwestasiatische Rasse mit den Zweigen der Dravida-, Nuba- und mittelländischen Rasse.

Wir geben diese monogenetische Stammtafel der Menschenrassen, von Friedrich Müller nach der Haarbeschaffenheit eingeteilt, weil sie uns als die übersichtlichste und für unsere Zwecke dienlichste erscheint; wir müssen uns aber versagen, weiterhin auf die übrigen Einteilungs- und Erklärungsversuche der Rassenverhältnisse an dieser Stelle einzugehen. Wir können hier nur ein allgemeines Bild derselben entwerfen und müssen uns in der Folge darauf beschränken, die vier grossen Gruppen der weissen, gelben, schwarzen und roten Rasse zusammenfassend zum Ausgangspunkt unserer Darlegungen zu nehmen, um an ihnen zu erläutern, was Rasse ist und wie sie entstanden, bezw. durch welche Milieu-Einflüsse die genannten vier grundlegend verschiedenen grossen Abarten aus der gemeinsamen Form des Ur-Menschen — denn nur darum kann es sich für uns handeln — herausdifferenziert worden sind.

Wir müssen ferner auch die Frage ausser Acht lassen, ob diese Urform schon als eine menschliche oder noch als eine tierische anzusprechen ist, bezw. ob die vier aufgeführten Grundrassen etwa auf vier verschiedene Arten des Pithekanthropos zurückzuführen sind, die erst in einer noch tiefer stehenden Tierform ihre gemeinsame Wurzel haben und in Eins zusammenmünden. Alle diese Hypothesen fallen aus dem Rahmen des vorliegenden Werkes, welches „Rasse“ und „Milieu“ als gegebene Potenzen in ihrer Wechselwirkung untersuchen und das Werden und Vergehen, das Leben und die Lebensbedingungen der Rassen unter dem Bilde der grossen Kulturvölker und ihrer Entwickelungsgeschichte veranschaulichen will.

* * *

Rasse ist ein anthropologischer Begriff, der den Menschen als einzelnes Naturwesen fasst, welches den Naturgesetzen unterworfen ist und im grossen Zusammenhang alles natürlichen Lebens steht, im Gegensatz zu dem ethnologischen Begriffe Volk, der den Menschen als soziales Wesen in seinem Verhältnis zum Gesellschafts- und Staatsleben versteht.

Wir haben es zunächst, bei Betrachtung der Entstehung und des Wesens der Rasse, nur mit dem ersten Begriff zu thun und können erst später auf den anderen zu sprechen kommen. Denn in der Urzeit, das heisst der vorgeschichtlichen Zeit, gab es noch keine Menschen im Volksverbande, sondern nur den Menschen als Natur- und Rasse-Wesen.

Freilich ist der Mensch als Rasse-Wesen wiederum ein sehr hypothetisches Geschöpf: wir kennen ihn nicht, wir können ihn uns nicht veranschaulichen, denn schon mit Beginn der historischen Zeit gab es keine reine Rasse mehr. Alle Völker, welche wir in der Geschichte auftreten sehen, waren bereits Mischvölker. Verschiedene Rassen hatten sich in ihnen zu einem „Volke“ gekreuzt, zu einer metamorphen Rasse, die einen neuen Rassencharakter erworben, indem sie die Bestandteile der Grundrassen wie die Elemente einer chemischen Verbindung zu einem neuen Körper mit neuen Eigenschaften verschmolzen. Wiewohl nun die Forscher in dem ethnologischen Moment des Volkes den erworbenen Charakter von dem anthropologischen des Naturmenschen als dem angeborenen streng unterscheiden, lassen sie doch die metamorphen Rassen, oder Völker, als „Rassen“ neben den protomorphen oder eigentlichen Grundrassen gelten und machen zwischen beiden keinen einschneidenden Unterschied; wohl aus dem Grunde, weil es vergebliches Bemühen ist, reine Rasse — oder die „Idee der Rasse“, was dasselbe bedeuten würde — zu konstruieren, so vergeblich, wie die Idee des Menschen oder der Menschheit. Man kann sonach die Urvölker unmöglich im vollen Sinne des Wortes als Rassen bezeichnen, und andererseits kann den modernen Völkern diese Bezeichnung auch nicht abgesprochen werden, ungeachtet ihres Mischlingscharakters.

Aus der Rassenkreuzung geht eine neue Rasse hervor, wenn es den verschiedenen Elementen ge-

lingt, zu einem einheitlichen, lebensfähigen Volksorganismus zusammenzuwachsen, und wir behaupten, dass auf diese Weise Rasse und Rassenhaftigkeit entsteht und von jeher entstanden ist: dass in der Rassenkreuzung und Blutmischung die rassebildende Kraft wirksam ist und keiner Rasse Lebensdauer beschieden sein kann, die nicht von Zeit zu Zeit durch Kreuzung mit einer anderen von neuem aufgefrischt und in eine neue Rasse umgeprägt wird. Wie der menschliche Organismus aus glücklich überstandenen Krankheitsanfällen erneut, gestählt und in sich gefestigt hervorgeht, so der Volksorganismus aus den Blutmischungen, die er übersteht. Unter der Rassenhaftigkeit eines Volkes ist somit seine typisch in sich gefestigte Natur zu verstehen. „Rasse“ ist nicht etwas Stabiles: es giebt keine Rasse an sich, sondern nur eine rassebildende Kraft, welche thätig war, solange es Menschenwesen und Völker gab, aus der alle sogenannten — metamorphen — Rassen hervorgegangen sind, und welche immerwährend neue Rassen auf dem Wege glücklich überstandener Blutinfektion in die Erscheinung ruft. Rassenreinheit ist in ethnischer Hinsicht, was in sexueller Keuschheit: aber die Keuschheit muss einmal geopfert werden, wenn das Leben weiterkommen und das neue Lebewesen entstehen soll. Wohl führt wahl- und schrankenlose Rassenmischung den Untergang eines jeden Volkes herbei; allein zur Gesunderhaltung und Fortentwickelung muss es sich notwendig von Zeit zu Zeit von fremdem Rassenblut befruchten lassen.

Das Extrem der Enthaltsamkeit wird ihm so verhängnisvoll wie die Ausschweifung — wofern man diese beiden Begriffe mit Rassenkeuschheit und Rassenmischung gleichsetzen darf. Freilich kommt es sehr darauf an und hängt alles davon ab, mit welcher anderen Rasse eine Rasse sich kreuzt: ob mit einer gleichwertigen, wiewohl andersartigen, oder einer minderwertigen. Gleichwertiges, aber Gegensätzliches pflegt im Organischen Höherwertiges zu erzeugen. „Wenn ein Mann mit einem Weibe zusammentrifft, und ein Knabe entsteht, so wird aus etwas Bekanntem ein Unbekanntes," sagt Goethe. Das gilt auch für das Völkerleben, wenn derartig gegensätzliche Rassen — wie Mann und Weib — einander kreuzen: alsdann entsteht ein Unbekanntes, Verheissungsvolles, das Keime einer höheren Zukunft in sich trägt*).

* * *

„Unter allen vulgären Versuchen, der Wirksamkeit sozialer und moralischer Einflüsse auf den menschlichen Geist aus dem Wege zu gehen, ist der vulgärste der, die Verschiedenheiten von Lebensführung und Charakter verschiedener natürlicher Veranlagung zuzuschreiben."

---

*) Vgl. den Aufsatz „Rasse und rassebildende Kraft" im „Zeitgeist" (Nr. 13, 1902), wo dieser Gedanke weiteren Ausdruck gefunden.

Mit diesen Worten weist John Stuart Mill*) die Rassenfrage klipp und klar von der Hand, und seine Schule, insbesondere der bedeutendste Vertreter der Milieu-Theorie, Thomas Buckle**), bemerkt dazu, er unterschreibe diese Erklärung eines der grössten Denker seiner Zeit über die angebliche Verschiedenheit der Rassen von Herzen, da gewöhnliche Schriftsteller fortwährend in den Irrtum verfielen, das Vorhandensein einer solchen Verschiedenheit anzunehmen, die, möge sie nun bestehen oder nicht bestehen, doch sicher niemals erwiesen worden sei.

Wir führen Thomas Buckle hier ein, auf dessen Werk sich die ganze Milieu-Theorie gründet, oder das sie doch erst recht in Schwung und Leben gebracht und zu einem wissenschaftlichen Faktor in der Geistes- und Kulturgeschichte der modernen Menschheit gemacht hat: wir führen ihn hier ein, weil wir die Funktion und den Wert der Rasse im Völkerleben an diesem ihrem extremsten Verneiner

*) Of all vulgar modes of escaping from the consideration of the effect of social and moral influences on the human mind, the most vulgar is that of attributing the diversities of the conduct and character to inherent natural differences. — Principles of Political Economy, I, 390.

**) I cordially subscribe to the remark of one of the greatest thinkers of our time, who says of the supposed differences of race: — — — Ordinary writers are constantly falling into the error of assuming the existence of this difference; which may or may not exist, but which most assuredly has never been proved. — History of civilization in England, I, 37.

am besten ins Licht setzen zu können glauben. Im übrigen dürfen wir seine markantesten Worte, mit denen er seine Milieu-Lehre heraushebt, hier nur folgen lassen, um aus dem Gegensatz und Widerspruch zu der Extremität dieses Forschers das rechte Verhältnis von Rasse- und Milieu-Wirkung zu gewinnen.

„Wenn wir den physischen Wirksamkeiten nachforschen, durch welche das Menschengeschlecht am meisten beeinflusst worden ist“ — so beginnt Buckle das II. Kapitel des I. Buches seines Werkes — „werden wir finden, dass sie unter vier Abteilungen gebracht werden können, nämlich: Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit und allgemeiner Eindruck der Natur, unter welch letzterem jene Scheinbarkeiten zu verstehen sind, die, obwohl hauptsächlich dem Gesicht dargeboten, doch, durch das Medium dieses oder anderer Sinne, die Ideenverbindungen zuwege gebracht und von daher in verschiedenen Ländern verschiedenen Gewohnheiten des nationalen Denkens Ursprung gegeben haben. Der allgemeine Eindruck der Natur macht seine Wirkung insbesondere durch Erregung der Einbildungskraft kund, indem er den mannigfachen Aberglauben hervorruft, der das grösste Hindernis der fortschreitenden Erkenntnis bildet; und da in der Kindheit der Völker die Macht des Aberglaubens am Stärksten ist, haben die verschiedenen Natureindrücke die entsprechenden Verschiedenheiten im Volkscharakter herausgearbeitet und dem Volksglauben Besonderheiten mitgeteilt, die unter gewissen Um-

ständen unausrottbar geworden sind. Klima, Nahrung, Bodenbeschaffenheit hingegen besassen keinen direkten Einfluss dieser Art, allein sie haben die wichtigsten Ergebnisse für die allgemeine Organisation der Gesellschaft gezeitigt, aus denen viele der grossen und augenfälligen Verschiedenheiten zwischen Nationen erwuchsen, die öfters grundlegenden Verschiedenheiten der Rassen zugeschrieben werden, in welche das Menschengeschlecht geteilt ist. Aber während solche ursprüngliche Rassenverschiedenheiten durchaus hypothetisch sind, lassen sich hingegen die Unterschiede, welche durch Klima, Nahrung und Bodenbeschaffenheit verursacht sind, in befriedigender Weise erklären und erweisen sich, recht verstanden, geeignet, viele der Schwierigkeiten zu beseitigen, die das Studium der Geschichte noch verdunkeln. Es ist klar, dass diese drei physischen Mächte in nicht geringem Grade von einander abhängen, dergestalt, dass eine innige Verknüpfung zwischen dem Klima eines Landes und der Nahrung besteht, die es hervorbringt, während zugleich die Nahrung von dem Boden beeinflusst wird, der sie erzeugt, wie auch durch die Hebung und Senkung des Bodens, die atmosphärische Beschaffenheit, und in einem Wort alle die Bedingungen, die man unter der Bezeichnung der physischen Geographie im weitesten Sinne des Wortes begreift.“ *)

Soweit Buckles grundlegende Auffassung der Milieu-Frage, deren Einseitigkeit nicht schärfer heraus-

*) A. a. O. I, 37—38.

gearbeitet werden könnte. Näher schon kommt er einer wissenschaftlicheren, gerecht abwägenden und beide — Rasse wie Milieu — als gleichwertige, aber gegensätzliche Lebensfaktoren würdigenden Denkweise, gleichsam als positiven und negativen Pol, aus deren Berührung der Lebensfunke der Volks- und Kulturentwickelung entspringt, in den folgenden Worten: „Auf der einen Seite haben wir den menschlichen Geist, der den Gesetzen seines eigenen Daseins gehorcht und, wenn durch äussere Wirksamkeiten nicht kontrolliert, sich den Bedingungen seiner Organisation gemäss entwickelt; auf der anderen Seite haben wir, was man ‚Natur' nennt, die gleichfalls ihren Gesetzen gehorcht, aber unaufhaltsam mit dem Geist der Menschen in Berührung kommt, wobei sie deren Leidenschaften erregt, ihren Intellekt anstachelt und damit ihren Handlungen eine Richtung giebt, welche diese ohne solches Dazwischentreten nicht genommen haben würden. So sehen wir den Menschen verändernd auf die Natur einwirken, wie die Natur auf den Menschen, und aus dieser gegenseitigen Einwirkung müssen notwendigerweise alle Geschehnisse hervorgehen."*) Wir dürfen den letzten Satz getrost zur Grundlage für das Wirkungsverhältnis von Rasse und Milieu nehmen, welches wir hier untersuchen wollen, und wenn wir ihm noch den anderen anreihen, in dem Buckle seinen vorangestellten Ausführungen schon merklich widerspricht, indem er entschieden auf die Menschen- bezw. Rassenqualität als Lebens- und Kulturfaktor hinzielt,

*) A. a. O. I, 19.

werden wir in der Wertung der Rasse als eines solchen Faktors schon einen wesentlichen Schritt weitergekommen sein. „Der einzig wahrhaft wirksame Fortschritt," heisst es da, „hängt nicht von der Ergiebigkeit (bounty) der Natur, sondern von der Energie des Menschen ab. Daher hat die Civilisation Europas, die in ihrem frühesten Stadium durch das Klima beherrscht wurde, eine Entwickelungsfähigkeit gezeigt, welche jenen Civilisationen unbebekannt war, die ihr Dasein allein dem Boden verdanken. Denn die Kräfte der Natur sind ungeachtet ihrer augenscheinlichen Mächtigkeit beschränkt und stationär; jedenfalls haben wir nicht den geringsten Beweis dafür, dass sie sich jemals vermehrt haben oder je dazu fähig sein werden. Aber die Kräfte des Menschen sind unbeschränkt, soweit Erfahrung und Analogie uns zur Seite stehen; noch besitzen wir irgend einen Beweisgrund, der uns berechtigte, dem menschlichen Intellekt auch nur eine erdachte Schranke zu setzen, an der er notwendigerweise zum Halt gebracht werde. Und da diese Kraft des Geistes, seine eigenen Hilfskräfte zu vermehren, dem Menschen als eine Besonderheit zueignet, die ihn im höchsten Grade von dem unterscheidet, was man gewöhnlich äussere Natur nennt, wird es augenscheinlich, dass die Wirkung des Klimas, die ihm Wohlstand verleiht, indem sie seine Thätigkeit anspornt, in letzter Hinsicht seinem Fortschritte günstiger ist als die Wirksamkeit des Bodens, die ihm gleichfalls Wohlstand verleiht, aber nicht indem sie seine Lebensenergieen anregt, sondern vermöge einer blossen physischen Beziehung

zwischen dem Charakter des Bodens und der Quantität oder dem Wert des Produktes, das er fast von selber gewährt"*).

Dem aufmerksamen Leser dürfte nicht entgehen, dass in diesen Worten die ganze Rassenfrage wie unter einem Schleier verborgen liegt, den Buckle nicht sowohl, weil er dazu unvermögend gewesen wäre, nicht gehoben hat, sondern vorzüglich, weil er ihn nicht heben wollte. Er fühlte wohl, wenn auch mehr unbewusst, dass damit seine ganze Milieu-Theorie, wie von einem grellen Lichtblitz getroffen, in ihrer Einseitigkeit und Unhaltbarkeit erkannt worden wäre. Denn wenn der einzig wahrhaft wirksame Fortschritt von der Energie des Menschen abhängt und diese Energie durch die Ungunst des Klimas gesteigert, durch die Ergiebigkeit des Bodens aber nicht gefördert wird, dann rollt sich die Rassenfrage ganz von selber auf. Der Norden züchtet die entwickelungs- und kulturfähigen Rassen heraus, die thatkräftigen, kriegerischen Stämme, welche überall dazu bestimmt erscheinen, die der Ergiebigkeit des südlichen Bodens erwachsenen Kulturen zu beleben, zu erfrischen, zu beherrschen und sie aufrecht zu erhalten, wozu, wie die Geschichte zeigt, die daselbst einheimischen Stämme auf die Dauer nie imstande gewesen sind. Ein grundlegender Rassenunterschied, eine wesenhafte Verschiedenheit der inneren (seelisch-geistigen) Verfassung muss sich notwendigerweise unter der Einwirkung des Klimas sowie der Bodenbeschaffen-

*) A. a. O. I, 47.

heit im Laufe der Zeit herausbilden und zu der typisch in sich gefestigten Natur der verschiedenen Rassen als stehender Faktoren der weltgeschichtlichen und kulturellen Entwickelung führen. Bei ihrem Eintritt in die Geschichte bekunden sie sich überall als solchermassen gefestigte Natur und wir dürfen diese als etwas Gegebenes, Geborenes hinnehmen, mit dem gerechnet werden muss, als eine Potenz, die sich unwiderstehlich durchsetzt, erneuert und verjüngt, so oft sie auch durch Kreuzungs- und Milieu-Einflüsse überwuchert und unterdrückt worden; wie denn die grossen kulturfähigen Typen der gelben und der weissen Rasse und innerhalb dieser die kleineren der semitischen, romanischen, slawischen und germanischen sich in ihren wesentlichen Merkmalen durch alle Blutmischungen die Jahrtausende hindurch bis auf den heutigen Tag behauptet haben.

In einem heissen Klima braucht der Mensch weniger dazu zu thun, um seine animalische Temperatur auf der Höhe zu erhalten als in einem kalten oder gemässigten. Er bedarf daher in jenem Falle eines geringeren Quantums kohlenstoffhaltiger Nahrung, insgleichen weniger stickstoffhaltige, also Nährwert überhaupt, weil er geringeren Aufwand an körperlicher Thätigkeit benötigt, welche seine Kräfte und Gewebe verzehrt. Seine Nahrung besteht daher vorwiegend aus Vegetabilien, während die Bewohner der gemässigten und polaren Regionen zur Erhaltung ihrer Körperwärme eine kohlenstoffreiche und für ihren grösseren Kräfteverbrauch eine

stickstoffreiche Nahrung bedürfen. Die tierischen Fette enthalten aber etwa sechsmal mehr Kohlenstoff als die Vegetabilien und sehr wenig Sauerstoff, während die Stärke, der wesentlichste Bestandteil der Vegetabilien, fast zur Hälfte sauerstoffhaltig ist. Je kälter ein Land ist — so darf man im Allgemeinen schliessen — desto kohlenstoffreicher wird seine Nahrung sein, je wärmer, desto sauerstoffreicher; das heisst, im ersten Falle werden die Bewohner mehr auf Vegetabilien, im zweiten mehr auf Animalien angewiesen sein. Liebig sagt, dass, um einen Menschen gesund zu erhalten, seine Nahrung selbst in den gemässigten (südlichen) Teilen Europas um ein ganzes Achtel mehr Kohle im Winter als im Sommer enthalten müsse*). Alle diese Verschiedenheiten der Ernährung nun, die durch Klima- und Bodenbeschaffenheit bedingt sind, haben zweifellos von Urzeiten her zur Herausbildung der verschiedenen Rassencharaktere beigetragen, ohne dass man dennoch sagen könnte, sie hätten aus der Dreieinigkeit von Klima, Bodenbeschaffenheit und Nahrungsbestand unmittelbar ihre Grundlage gewonnen. Diese ist vielmehr der Energie entsprungen, welche dazu aufgewendet werden musste, die Nahrung zu erlangen, den Kampf ums Dasein erfolgreich zu bestehen und leben zu können. Der Höhe der Anforderungen, die das Milieu an den Menschen stellte, entsprach die Kraft, die er gewann. Diese letztere entsprang der Summe der Energieen, welche die Ungunst des Klimas, der

*) Agricultur-Chemie, S. 16.

Widerstand, den die Bodenbeschaffenheit seiner Bewegungsfreiheit entgegensetzte, und der zur Nahrungserlangung erforderliche Kräfteaufwand in ihm auslösten. Hierzu kommt der allgemeine Eindruck der Natur, der in entsprechender Weise formend und gestaltend auf den Geist wirkte, wie die vorgenannten drei physischen Mächte auf den Körper. Wo immer dieser Eindruck ein einförmiger, übersichtlicher ist, behalten die höheren Geisteskräfte gegenüber dem Gefühls- und Empfindungsleben Spielraum, werden auf diese Weise bei den Rassen, die ihm unterliegen, Energieen frei, welche die überlegene Geistigkeit in ihnen erwachsen lassen: die überwiegende Vernunft und den abwägenden Verstand. Die Eingeborenen eines formen- und farbenreichen, lichtvolleren und überwältigenden Milieus hingegen, das vorzüglich zum Spiel der Phantasie einlädt, gehen solcher Kräfte verlustig. Das sind freilich wohl längst gemeingiltige und gangbare Wertungen, aber sie im Einzelnen zu verfolgen im Leben der Rassen und Völker, in ihren mannigfachen Abstufungen und Tönungen, dürfte doch zu neuen und oft überraschenden Ergebnissen führen. So kann man z. B. in der brahmanischen Erlösungsreligion und der buddhistischen Verneinungsmoral nur eine ähnliche verzweifelte Abwehr der verlockenden Sinnlichkeit erkennen, mit der die tropische Natur des Indus- und Gangesthales die Inder umwob, wie in ihrer Kastenordnung eine Verschanzung gegen die Vermischung mit dem eingeborenen dunkelfarbigen Menschenelement ihres Landes. Der unausgesetzte Überwindungskampf der altindischen Religionslehre,

als ihr tiefster Wesensgrund, ist in Wahrheit nichts anderes als der höchste seelisch-geistige Ausdruck des Daseinskampfes dieses arischen Stammes in einem Milieu, das seine nordische Geistesnatur in zügellos phantastischen ebenso wie in zügellos sinnlichen Ausschweifungen zu untergraben und zu zerrütten drohte. Wir haben hier den extremsten Fall dieser Art: ein Schicksal, das mehr oder weniger allen Völkern der weissen, insbesondere der arischen Rasse zu teil geworden ist, die aus ihrer nordischen Heimat in südlichere Breiten verschlagen wurden, Hellenen, Kelto-Italikern wie Germanen. Wir werden im Folgenden auf diese „Schicksale" näher einzugehen haben, die das Wechselverhältnis von Rasse und Milieu wie unter Schlaglichtern veranschaulichen, und können hier nur andeutungsweise davon sprechen, um die Faktoren und Potenzen der Milieu-Wirkung zu vervollständigen.

* * *

Die weisse, und zumal die arische Rasse als deren geschichtliche Vertreterin, unterscheidet sich so auffallend von den übrigen, die durchweg einander näher stehen, dass man ganz besondere Milieu-Bedingungen voraussetzen darf, aus denen sie erwachsen und grossgezüchtet sein muss. Wenn selbst die nächste ihr ebenbürtige und allein würdige kulturfähige Partnerin, die gelbe Rasse, mit den tiefer stehenden dunklen Rassen mehr verwandte Züge aufweist, als mit der weissen, dann muss ihr Ur-Milieu dem jener ähnlicher, wenn nicht das gleiche gewesen sein; jedenfalls

aber eines, das von dem der weissen Rasse grundverschieden war. In der That, wo immer man die Urheimat der weissen (kaukasischen) Rasse suchen mag und allein suchen kann, ob in Skandinavien, an der baltischen Küste oder in den sarmatischen Steppen — das ganze weite Gebiet dieser Möglichkeiten finden wir eingeschlossen in die Grenzen, welche die grösste Ausdehnung der Vereisung Europas nach Ablauf der Tertiär-Zeit gewonnen hatte. Es dürfte fraglos und wohl allgemein angenommen sein, dass das Ur-Milieu der arischen Rasse das Eis gewesen ist, und dass sie durch die Eiszeit von den übrigen Rassen — eine gemeinsame Stammform mit diesen vorausgesetzt — abgesondert und unter ganz einzigartigen Verhältnissen für sich allein gross gezüchtet worden ist.

Die grösste Ausdehnung der Vereisung Europas in der sogenannten zweiten Eiszeit umfasste, von Skandinavien ausstrahlend, südwestlich die ganze Nordsee mit der grossbritannischen Inselgruppe und umschrieb eine südliche Linie, die, nur die Südküste Englands (Cornwall — Southampton) freilassend, etwa über London lief und auf dem Kontinent die Orte Brüssel, Hannover, Dresden, Krakau, Lemberg, Kiew berührte, von wo sie, nach einer Einbuchtung, die Orel in der Richtung auf Moskau zu in grossem Viereck umschloss, kurz vor Saratow sich nordwärts wandte und über Nischnij-Nowgorod, Viatka hart am Ural hinstreifend um Kap Kanin herum im weissen Meer auslief. Diese Linie überschritt somit den Ural nicht; sie griff nicht nach Sibirien hinüber, wie denn Asien überhaupt nur an einzelnen verschwindenden Strichen —

so vom Himalaya aus über Tibet, das Thian-Tschan- und Küen-Lüen-Gebirge, und im Zuge des Jablonoi-Stanowoi-Gebirges bis zur Bering-Strasse, einzelne Vereisungen erfuhr. Diese Thatsache ist von einschneidender Bedeutung und grösster Tragweite. Sie dürfte die grundlegende Verschiedenheit der gelben (mongolischen) Rasse von der weissen (kaukasischen) erklären. Die mongolische Rasse, als deren Urheimat Sibirien anzusehen ist, wurde von der Eiszeit nicht betroffen, jedenfalls von keiner der fünf Vereisungsperioden, die in der Quartär-Zeit für Europa wissenschaftlich erwiesen sind. Wohl mögen noch andere Vereisungsperioden in unendlich weiter zurückliegender Zeit stattgefunden haben, und es ist zu vermuten, dass die Form und Gestalt des Menschen überhaupt durch eine solche von der tierischen Stammform abgesondert und auf dem Wege Jahrtausende langer Zuchtwahl herausgearbeitet worden ist. Man darf eine solche — unbekannte — Vereisungsperiode der Urwelt, die sich über den grösseren Teil der ganzen nördlichen Halbkugel erstreckt haben mag und als deren schwächere und immer schwächer werdende Wiederholungen die späteren — bekannten — Eiszeiten anzusehen sind, daher wohl als die Wasserscheide zwischen Menschheit und Tierheit ansehen. Die letzten — vorgeschichtlichen — Vereisungsperioden wären dementsprechend als die Wasserscheiden zwischen der weissen und der gelben, der arischen und der mongolischen Rasse zu bezeichnen, von welcher, bezw. von einer beiden gemeinsamen Stammform — diese wiederum vorausgesetzt — sich die weisse in ähnlicher Weise ge-

gelöst und weiter fortentwickelt hätte, wie die menschliche von der pithekanthropoiden. Die fünf wissenschaftlich erwiesenen Eiszeiten haben freilich kein solchermassen grundlegend verschiedenes Wesen, wie im letzten Falle, aber doch eine höhere Nuance Mensch herausgearbeitet; jedenfalls dürften z. B. die Arier im Allgemeinen und die Germanen im Besonderen ihre elastischere, frohgemutere Natur unter erschwerteren, aber das Lebensgefühl im höchsten Grade herausfordernden und steigernden Bedingungen in einem solchen Milieu gewonnen haben.

Die Abstufungen innerhalb der weissen (kaukasischen) Rasse dürften sich gleichfalls durch das Dazwischentreten der jüngeren Vereisungsperioden erklären lassen. Sollte wohl die dritte Eiszeit den arischen von dem anderen grossen Zweige der kaukasischen Rasse abgetrennt haben können, den wir später als Hamosemiten in der Geschichte auftreten sehen? Eine reine Hypothese, für welche nicht der geringste erweisliche Thatbestand vorliegt, die wir aber doch hier einreihen zu sollen glauben. Wenn man annehmen darf, dass die ganze weisse Rasse unter die grosse (zweite) Vereisung von Nord- und Ost-Europa fiel, bezw. durch diese von der gelben geschieden und zu der Gestalt und Komplexion durchgezüchtet worden, in welcher wir sie in der Geschichte auftreten sehen, so ist der Schluss berechtigt, dass die arische Rasse insbesondere noch eine weitere (dritte) durchzumachen hatte, welcher die hamitisch-semitischen Stämme entgingen, die, als die Erstlinge der Kaukasier, sich von dem grossen weissen Stamm ab-

zweigten und vor dem Eintritt der dritten Eiszeit nach südlicheren Breiten aufgebrochen oder dem vordringenden Eise entflohen sein mögen. Sie stehen jedenfalls zwischen Ariern und Mongolen gewissermassen in der Mitte und weisen verwandte Züge mit beiden auf. In ihrer genialischeren, sozusagen dionysischen Lebenserfassung mehr den Ariern zuneigend, nähern sie sich in der äusseren typischen Komplexion stark den Mongolen. Sie zeigen die vorspringenden Backenknochen der Mongolen und ein wenig die bezeichnende Stellung der „mandelförmigen" Augen, wie wir sie von den Abbildungen auf den altägyptischen Denkmälern kennen und noch heute bei einem bestimmten jüdischen Typus gewahren. Die hamitisch-semitische Rasse dürfte danach mit gutem Grund als eine Kreuzung von Kaukasiern und Mongolen angesprochen werden, die sich in der Urzeit vollzog, etwa nach Ablauf der dritten Vereisungsperiode, während welcher die mongolische Rasse von Zentralasien aus den ganzen westasiatisch-europäischen Kontinent, soweit dieser vom Eise frei geblieben war, also südlich der oben gezeichneten äussersten (zweiten) Vereisungslinie, überzogen und besiedelt hatte. Wir finden sie als Urbevölkerung dieses ganzen weiten Gebietes in vorgeschichtlicher Zeit, und die ersten weissen Stämme, welche das Abschmelzen der zweiten, grössten Vereisung freigegeben haben mag, müssen auf sie gestossen sein überall, wohin sie sich wandten, und mögen sich im Laufe der Jahrtausende mit ihnen zu der neuen Rasse der Hamo-Semiten verschmolzen haben. Das Abschmelzen der dritten

europäischen Vereisung, deren Grenzlinie die innere Parallele etwa der zweiten war und welche, die Südhälfte Englands freilassend, den Kontinent bei Hamburg betrat, über Berlin, Warschau, hart um Novgorod herum bei Archangel im Meer auslaufend, — gab dann erst die eigentliche typische weisse Rasse der Arier frei. Und vielleicht darf man den Schluss wagen, dass auch die Abstufungen innerhalb dieser wiederum auf die vierte Vereisungsperiode — den sogenannten „baltischen Gletscher" — zurückzuführen sind, dergestalt, dass die Germanen, als die letzten der Arier, welche aus der Vereisungszentrale des skandinavischen Nordens brachen, von diesem am längsten zurückgehalten worden, während die Stämme der Indo-Perser, Hellenen, Kelto-Italiker, Slawen sich früher, etwa nach Ablauf der dritten Eiszeit, von dem arischen Grundstock lösten und nach Süden, bezw. nach Südosten aufbrachen, um in den Steppen von Turan und der Hochebene von Iran eine neue Heimat und Ausbreitungszentrale zu gewinnen. Die Unterschiede, die sie gegenüber den Germanen aufweisen, können, wenn auch zum Teil auf Vermischung mit mongolischem Urelement oder ihren hamo-semitischen Vorläufern, doch im Wesentlichen wohl darauf zurückgeführt werden, dass sie früher als die Germanen der Zuchtwahl und Auslese-Arbeit der Vereisung entgingen, d. h. die dritte — baltische — Eiszeit nicht mitmachten.

* * *

Vor Eintritt der ersten Eiszeit besass Europa ein entzückendes Klima, an das selbst unser tropisches kaum heranreichen mag. Die üppige Pliocän-Flora, an Arten und Formen weit reicher als unsere heutige, überzog ziemlich gleichmässig den Grund von Süden nach Norden. Und ihr entsprach die Fauna. Aus der vorhergehenden Tertiär-Periode überlebten das Dinotherium und Mastodon, deren Kolosse sich mit Elefanten, Nashörnern und Flusspferden durcheinander tummelten. Bären, Löwen, Hyänen, Affen bildeten zwischen diesen Riesen gewissermassen das kleinere, niedere Volk. Der Kontinent hatte nahezu seine heutige Ausdehnung erlangt. Beträchtliche Strecken, die jetzt trocken liegen, befanden sich noch unter Wasser, so die Tiefebenen Italiens; das Pothal bildete einen grossen Meeresarm, der weit in die Gebirgsthäler der Alpen drang. Das Arnothal und ein Teil von Sizilien stand gleichfalls noch unter Wasser, ebenso das untere Rhonegebiet und weite Strecken des südwest-französischen Küstenlandes. Das Meer bedeckte ferner den Süden und Südosten Englands und überflutete einen grossen Teil Belgiens und einen kleineren Nord-Frankreichs. Seine Temperatur war bedeutend höher als heute.

Aus verschiedenen, zeitweilig zusammenwirkenden Ursachen begann die Temperatur unaufhaltsam zu sinken und die arktische Flora und Fauna die pliocänische zu verdrängen. Schneefelder und Gletscher überzogen den ganzen Norden des Kontinents. Skandinavien hüllte sich völlig in Eis; ein Riesengletscher füllte das baltische Meer bis zur Südspitze von

Schweden. Alle grossen Alpenthäler waren von Gletschern überzogen, die bis in das Vorland heruntergingen, gewaltige Moränen vor sich herschiebend.

Ueber die Ursachen dieser Erscheinung ist man noch sehr geteilter Meinung.

Johannes Ranke hält dafür, dass die früheren Gletschergebiete nur als Ausbreitungen und Ausstrahlungen der heutigen Gletschergebiete zu erachten seien, dass sonach auf der ganzen Erde die Eiszeit nur als eine extreme Steigerung der noch heute existierenden klimatischen Verhältnisse aufgefasst werden dürfe und daher „nicht eine allgemeine äussere, gleichsam zufällige Einwirkung auf die Erde, sondern nur eine in der Erde selbst oder in ihrer Stellung zu dem Wärmezentrum unseres Planetensystems gelegene Ursache“ das Gesamtphänomen der Eiszeit zu erklären vermag. Es scheine, „dass die Ursache, welcher die Glazial- und Interglazialepochen ihre Entstehung verdanken, keine vollkommen einheitliche sein könne, dass mehrere von einander unabhängige Ursachen sich einmal zu einem gemeinschaftlichen Resultat vereinigen, ein andermal in entgegengesetzter Richtung wirksam werden.“ Ranke denkt dabei an die Wirkung der Sonnenflecke auf die Erdtemperaturen und an die von Brückner nachgewiesenen und wahrscheinlich gemachten Klimaschwankungen in 35- und etwa 100jährigen Perioden, ferner an die Richtungen der Meeresströmungen, namentlich des Golfstroms, der den Hauptgrund darstelle, warum jetzt die nördliche Hemisphäre eine grössere Wärmemenge enthalte als die

südliche; daher die südliche Hemisphäre jetzt die kältere ist.*)

Zeitweilig liessen die Kältebedingungen nach und eine warme, belebende Temperatur trat wieder ein. Die südliche Hälfte der Nordsee wurde trockenes Land, das der Rhein durchzog, dessen Ufer von einer Flora bedeckt waren, deren Chnrakter sich dem unsrigen näherte. Elefanten, Nashörner, Flusspferde tummelten sich wiederum, Bären, Wölfe, Fleischfresser und Wiederkäuer aller Art; Wälder von Buchen, Ulmen, Eschen, Buchs bedeckten das Land. Die Alpenthäler kleideten sich in die Flora der Mittelmeerküste und des schwarzen Meeres. Das Klima war wärmer und gleichförmiger als unser heutiges, aber nicht so warm und beständig wie das der früheren Pliocänperiode. Der Gegensatz von Nord- und Südeuropa trat merklicher hervor als in der vorglazialen Zeit. Während Zwergpalmen auf den Mittelmeerinseln gediehen und der kanarische Lorbeer mit südlichen Formen der Eiche den Süden Frankreichs bedeckte, näherte sich die Flora Britanniens schon der unserer Tage. Die Vegetation war üppig und formenreicher als gegenwärtig.

*) Andere finden die Ursache der Eiszeit in der schwankenden Exzentrizität der Erdbahn, infolge deren gegenwärtig die nördliche Halbkugel sechs Tage länger die Sonne im Zenith hat als die südliche, wodurch die Kalmenzone der Erde nördlich vom Äquator gelegt und Winde wie Meeresströmungen in ihrem gegenwärtigen Verlauf bedingt werden. In 10 500 Jahren wird sich dies Verhältnis umgekehrt haben. Jetzt ist auf der südlichen Halbkugel gewissermassen „Eiszeit“. Vergl. Johannes Ranke: „Der Mensch“ II, 401—403.

Und aber wechselte das Klima: zum zweiten Mal überzog eine arktische Vegetation unsere Breiten. Die Gebirge Nordeuropas kleideten sich wiederum in ewigen Schnee und zahllose Gletscher. Das Eis gewann nunmehr solche Ausdehnung, dass alle Länder der nordeuropäischen Breiten von einem grossen zusammenhängenden Eismeer bedeckt waren, das bis zum Fuss der Mittelgebirge reichte. In den Alpen nahmen die Gletscher riesenhafte Dimensionen an, welche die der vorigen (ersten) Eiszeit weit übertrafen. Schnee und Eis zeigten sich auch auf den Sierras der iberischen Halbinsel, auf Korsika, den Apuan-Alpen, den Apenninen und dem Balkan. Gegenden, welche der Vereisung entgingen, erlitten starke Fröste und häufige Schneefälle. Beim Abschmelzen des Schnees überfluteten Giessbäche die Thäler und setzten weite Strecken der Ebenen und Niederungen unter Wasser. Die Flora Mitteleuropas war zu dieser Zeit wesentlich arktisch-alpin, und arktische Fauna reichte bis zum Mittelmeer. Ein kalter Meeresstrom strich die Westküste Europas entlang. Island und Färöer Inseln waren gleichfalls mit einer Eisdecke überzogen, und Eisberge trieben bis zu den Azoren, während arktische Mollusken das Mittelmeer durchschwammen und an den Küsten Italiens und Siziliens gediehen. Damit erreichte die zweite und grösste Vereisung Europas ihren Höhepunkt.

Wiederum schwanden die Kälteerscheinungen, und der Grund kleidete sich mit einer Tundravegetation, über welche Renntier, Mammut, Nashorn, Moschusochse und Vielfrass dahinzogen. Mitteleuropa war

von einer Steppe überdeckt. Allein die anhaltend steigende Temperatur erzeugte bald eine gemässigte Flora und Fauna, während die arktischen Formen sich nach dem Norden und auf das Hochgebirge zurückzogen. Ein mildes ozeanisches Klima drang allmählich bis ins Herz Europas vor. Britannien hing mit dem Kontinent zusammen und wahrscheinlich lag wiederum ein grosser Teil der Nordsee trocken. Und der Zeitgenosse dieser Flora und Fauna war der paläolithische Mensch. Wie das Land sich damals weiter als heute in den Atlantischen Ozean erstreckte, so müssen auch mehrfache Landbrücken über das Mittelmeer bestanden haben, über welche die südlichen Formen ab- und zuwanderten. Gegen das Ende dieser interglazialen Epoche trat jedoch wiederum ein Wandel ein: die baltischen Küstenländer versanken in die See und die Niederungen von Mittel- und Nordbritannien tauchten gleichfalls unter. Damit nahm diese Zwischenperiode ihr Ende.

Zum dritten Mal erschien die arktische Flora und Fauna in Nord- und Mittel-Europa, während eine andere enorme Eisschicht von dem skandinavischen Plateau aus das ganze Gebiet überdeckte. Nord-Britannien und Skandinavien scheinen ebenso tief vereist gewesen zu sein, wie während der zweiten Eiszeit, allein das Eismeer erreichte nicht die Grenzen seines Vorgängers in Norddeutschland und Russland. Die Gletscher der Alpen schoben sich wiederum bis ins Vorland hinein, aber auch sie waren von geringerer Ausdehnung als die früheren. Nicht anders die der übrigen Hochgebirge und Höhenzüge.

Wiederum überschwemmten zur Sommerszeit Giessbäche weite Strecken und luden Kiesel, Sand und Schlamm in ungeheuren Mengen ab. Als die Kältebedingungen dann abermals nachliessen, wiederholten sich die früheren Erscheinungen: die arktischen Formen wichen zurück, Europa verwandelte sich zum andern Mal in eine Steppe, und so fort. Der Lemming bevölkerte die fruchtbarsten Gegenden, und neben dem Renntier, Mammut und Nashorn jagte der paläolithische Mensch als hervorragendster Bürger dieser Welt. Das Klima entsprach etwa dem heutigen in Süd-Russland und West-Sibirien. Inzwischen bewaldete sich der Grund auf weite Strecken hin, das Klima wurde gemässigter, doch weniger einförmig und gleichmässig wie das der früheren interglazialen Zeit. Die Flora blieb indessen weniger reich und mannigfaltig, während die grossen südlichen Dickhäuter aus der Fauna verschwunden waren. Vermutlich hatte das Ausbleiben der Landbrücken über das Mittelmeer ihre Rückkehr verhindert. Die charakteristischen Formen dieser dritten interglazialen Zeit waren Jerbua, Saiga-Antilope, Mammut und wollhaariges Nashorn; und später die Vertreter der Waldfauna.

Zum vierten Mal erneuerte sich das Schauspiel. Skandinavien und Finnland starrten wiederum in Eis, und ein grosses Eismeer überzog die baltische See, seine Endmoränen bis nach Dänemark, Schleswig-Holstein und Norddeutschland vorschiebend. Allein diese Vereisung blieb abermals hinter der vorhergehenden zurück.

Und nach einer den früheren entsprechenden interglazialen Zeit erschien zum fünften Mal das Eis, wiederum in geringerer Ausdehnung. Damit endete die Pleistocän-Periode. Das Meer zog sich in seine heutigen Grenzen, und Europa gewann allmählich seine gegenwärtige Gestalt in der Verteilung von Land und Wasser. Der paläolithische Mensch hatte die dritte Vereisungsperiode überlebt, wie aus den Höhlenfunden von Schweizerbild bei Schaffhausen hervorgeht. Wir kennen ihn in der folgenden interglazialen Zeit als Mammut- und Renntierjäger. Dann verlieren wir ihn aus dem Gesicht.

* * *

Dergestalt wechselte das Bild während der Jahrtausende der vorgeschichtlichen Zeit, und so wurde der Boden bereitet, vom Eise beackert, durch den Schutt der zerriebenen Moränen und die sedimentären Ablagerungen der ungeheuren Arbeit des Wassers gedüngt in dem fünfmal wiederholten Auftauen der Vereisungen in reissenden Strömen und Überschwemmungen: der Boden, auf dem die Völker der weissen Rasse ihre Kulturen erbauen, die Bühne, auf der sie ihre Geschichte abspielen sollten.

Wir sind im vorstehenden Abschnitt der Schilderung gefolgt, die der englische Geologe James Geikie in seinem grossen Werke über die Eiszeit*) giebt; wir müssen es uns indessen versagen, das Auftreten des Menschen auf dieser Bühne, bezw. die

*) The great ice age. London, 1894. S. 680—690.

Wandlung des uns bekannten paläolithischen europäischen Ur-Menschen in den neolithischen Menschen, der als Stammvater der weissen Rasse anzusprechen sein dürfte, im Einzelnen weiter zu verfolgen. Wir müssen diese, wie bereits wiederholt bemerkt, als eine gegebene Grösse hinnehmen, die unter dem Einfluss der wiederholten Vereisungen des europäischen Nordens aus dem interglazialen paläolithischen Menschen der ersten und zweiten Eiszeit — der vermutlich gemeinsamen Stammform der weissen und gelben Rasse — herausgezüchtet worden. Nur auf die vorerwähnte Hypothese möchten wir hier noch etwas näher eingehen, nämlich, dass eine Gruppe des paläolithischen Menschen, durch die jeweiligen Vereisungen von den übrigen Stammesgenossen abgeschnitten und eingeschlossen, in einer Enklave die Periode bis zum Abtauen auf die nächste interglaziale Zeit unter hartem Daseinskampfe überdauerte. So wissen wir wenigstens, dass während der vierten Vereisung — dem sogenannten „baltischen Gletscher" — die Insel Gothland, die Landschaft Göteborg in Schweden und die Südküste Norwegens frei blieb (ebenso wie ganz Jütland), während das Eis südwärts auf der Linie von Kiel bis Memel tief in die deutsche Ostseeküste hineingriff; und wir dürfen wohl annehmen, dass diese Enklaven während der ganzen vierten Eisperiode besiedelt gewesen sind und ein Menschengeschlecht erwachsen sahen, das sich von dem durch das Vorrücken des Eises nach dem Süden Europas getriebenen paläolithischen Zweig wesentlich unterschied.

Nach den fossilen Schädeln aus dieser Epoche unterscheidet man eine Cannstadt-, eine Neanderthal- und Cro-Magnon-Rasse einerseits und eine Furfooz-Rasse andererseits, von denen jene dolichokephal (langköpfig) waren, diese brachykephal (rundköpfig). Die letzte, von kleiner, untersetzter Gestalt, wird von De Quatrefages mit dem heutigen Lappentypus in Verbindung gebracht und soll von den ersten, die später auftraten, in die Gebirge verdrängt worden sein. Die ersten — langköpfigen — Rassen zeigten untereinander wiederum wesentliche Verschiedenheiten; die Cannstadt-Rasse, vermutlich die älteste dieser langköpfigen Ur-Europäer, mit niedriger Stirn und flachgedrücktem Schädeldach, muss von ausserordentlicher Wildheit und Kampflust gewesen sein, denn wir kennen sie als Jäger des Mammuts und Nashorns; im Gegensatz zu ihr und zu der Neanderthal-Rasse wies die Cro-Magnon-Rasse hochentwickelte Stirn und regelmässig gebauten Schädel auf bei hohem Wuchs. Nach De Quatrefages*) soll diese Rasse von Afrika eingewandert sein, da sie in Nord-Afrika wie auf den Canarischen Inseln sich wiederfinde, und von dort über Frankreich und Italien sich ausgebreitet haben. Wie dem nun sei, jedenfalls dürfte die grösste Wahrscheinlichkeit dafür sprechen, dass ein Zweig dieser Rasse, während einer der Vereisungsperioden nach Norden verschlagen und vom Eise festgehalten, jener Zuchtwahl unterlag, aus der das Stammgeschlecht der späteren weissen Rasse hervorging, mit welcher die geschichtliche Zeit einsetzt. Der andere, verbleibende

*) Das Menschengeschlecht II, 57.

Teil, der der Eiszeit entging, indem er sich vor dieser jeweilig nach dem Süden (Frankreich, Schweiz, Mittelmeerküste) zog und in den interglazialen Epochen wieder nordwärts ausbreitete, dürfte den Grund zu der langköpfigen, aber untersetzten und dunkelfarbigen (brünetten) Rasse gelegt haben, die wir unter dem Namen der ligurischen oder mittelländischen kennen, und von der wir später eingehender zu handeln haben werden.

„Die Rasse von Les Eyziès," resp. Cro-Magnon, sagt Broca, „zeigt eine merkwürdige Vereinigung von hohen und niedrigen Merkmalen. Das grosse Hirnvolumen, die Entwickelung der Stirngegend, die schöne elliptische Form der vorderen Partie des Schädelprofils, die Orthognathie der oberen Gesichtsgegend sind unbestreitbare Merkmale einer hohen Stufe, die man sonst nur bei den zivilisiertesten Rassen anzutreffen pflegt. Andererseits erzeugen die grosse Breite des Gesichts, die Prognathie der Alveolargegend, die enorme Entwickelung der Unterkieferäste, die Ausdehnung und Rauhigkeit der Ansatzflächen der Kaumuskeln, das äussere Vorspringen der Linea aspera des Oberschenkels, die Abplattung der Schienbeine und andere Merkmale die Vorstellung einer körperkräftigen, rohen Rasse." Johannes Ranke*) hält diese charakteristische Schädelform der Cro-Magnon-Rasse noch heute für eine typische Form der Schädel in Nord- und Mitteleuropa, z. B. in Thüringen und in den thüringisch-fränkischen Gegenden Bayerns und ganz Mitteldeutschlands, auch im Nordosten und in

*) „Der Mensch" II, 481—82.

Skandinavien; ferner für die typische Form unter den Völkerwanderungs-Germanen der nachrömischen Zeit Bayerns, die auch zahlreich in fränkisch-alemannischen Reihengräbern in Württemberg und den Rheinlanden gefunden werde, dort gemischt mit einem ähnlichen, schmalgesichtigeren Typus. Bis in die jüngere Steinzeit gehören dem Typus mehrere dolichokephale Schädel österreichischer und schweizerischer Pfahlbauten an. Die germanischen Eroberer Galliens brachten die Form zahlreich dorthin, und sie ist eine unserer beiden heutigen deutschen Hauptschädeltypen: der kurzgesichtige Langkopf, der brachyprosope Dolichokephale.

So viel über die prähistorischen Rassen, auf welche, sowie auf die verschiedenen Hypothesen über ihre Herkunft, weiter einzugehen im Rahmen des vorliegenden Werkes nicht möglich ist. Wir verweisen dafür auf Quatrefages*), und wollen diesen Abschnitt mit der anschaulichen Schilderung schliessen, welche Friedrich Müller**) von jenen geologischen Veränderungen giebt, die den Pithekanthropos in den paläolithischen Ur-Menschen und diesen wiederum in den kulturfähigen Menschen der weissen Rasse verwandeln konnten:

„Es muss dort, wo der Mensch aus jenem Zustande, den er mit dem Tiere gemeinsam hat, sich entwickelte, ein gewaltiger Wechsel der Naturkräfte und seiner Umgebung stattgefunden haben. Nichts scheint natürlicher, als an die Eiszeit des Endes der

*) A. a. O.

**) Allgemeine Ethnographie, p. 48.

pleiocänen und der Diluvialperiode, welche durch eine Reihe schlagender geologischer Thatsachen für das nördliche Europa, Asien und Amerika bestätigt wird, oder einen dieser analogen älteren Vorgang zu denken. Damals, wo das Paradies des in der Befriedigung leiblicher Bedürfnisse einzig und allein dahinlebenden Menschen mit eisiger Hand zertrümmert wurde, damals fing der Mensch den eigentlichen Kampf ums Dasein an und stieg durch Anspannung aller seiner Kräfte zum Herrn der Natur empor. Nachdem die Bäume ihm keine Früchte mehr boten, wie ehemals, begann er seine Nahrung auf dem Lande zu suchen und es wurde aus dem Kletterer ein Läufer. Infolge dessen differenzierte sich der Fuss von der Hand und Schenkel und Wade wurden kräftiger und muskulöser. Die Not lehrte das gelehrige Wesen seine Geisteskräfte fleissig üben, wodurch das betreffende Organ sich rasch entwickelte und vergrösserte. Das rauhe Klima zwang zur Bekleidung und zur Bereitung eines warmen Nestes."

Dergestalt wuchs das solchermassen entblösste und aus dem Paradies vertriebene Menschenwesen zunächst über seine tierischen und allmählich über seine menschlichen Stammesgenossen hinaus, um mit dem Aufgehen der letzten Vereisungsperioden nacheinander als Kaukasier, Arier und Germane aus dem Norden hervorzubrechen und von dem westasiatisch-europäischen Grund und Boden Besitz zu ergreifen als dem Schauplatz seiner Kulturarbeit und der Bühne seines geschichtlichen Lebensdramas.

II. Kapitel.

Das allgemeine Natur-Milieu.

Von der Schule Herbert Spencers, welche die treibenden Kräfte der Kulturentwickelung einzig aus dem Milieu erklären zu können meint, pflegen als schlagendste Beweismittel für diese Theorie Mesopotamien und das Nilthal ins Feld geführt zu werden. Aber gerade diese beiden Beispiele sind die denkbar ungeeignetesten. Neuere Forschungen haben ergeben, dass Mesopotamien vor seiner Besiedelung durch die Hamiten eine ebensolche dürre Öde war, wie es eine solche heute wieder geworden ist, und nur der Intelligenz dieser Rasse, nämlich ihrem genial durchgeführten Bewässerungs- und Kanalisationssystem, seine vorübergehende paradiesische Fruchtbarkeit verdankte. Nicht anders erging es dem Nilgestade. Auch hier war es eine findige Rasse, welche die periodischen Überschwemmungen des Flusses benutzte, um das Wasser durch zahllose Kanäle weit und breit ins Land hineinzutreiben, dessen alljährlicher Schlammabsatz eine Wüste in einen fruchtbaren Garten von sieben bis neun Meilen Breite verwandelte.

Das Milieu hat also auch in diesen gewichtigen Fällen nicht die Rasse, sondern die Rasse hat sich

erst das Milieu geschaffen, in dem sie gross geworden ist. Mit ihrem Dahinschwinden ist überall auch das Paradies wieder versunken, das sie buchstäblich aus dem Boden gestampft, wie Mesopotamien und das Nilthal zeigen. Man kann daher sagen, dass jede kulturfähige Rasse gewissermassen ihr Milieu in sich und mit sich herumträgt, so dass es gleichgiltig erscheint, wohin immer sie verschlagen wird, sofern sie die Fähigkeit besitzt, Wasser aus dem Felsen zu schlagen, Wüsten in Wiesen, Sümpfe in Gärten zu verwandeln und dergestalt sich überall ihren Lebensbedürfnissen und Kulturansprüchen gemäss einzurichten. So betrachtet, waren die mesopotamische und die ägyptische Kultur sozusagen nur die Projektionen der geistigen Konstitution jener Rassen, die sie erschufen, auf die Lande, in denen sie sich festgesetzt hatten. Und nichts Anderes waren die Kulturen aller Rassen, die sich jemals kulturfähig erwiesen haben. Sie trugen überall ihr „Milieu“ mit sich umher wie eine eigene Atmosphäre, wie den Atem ihres Mundes, und sie übertrugen es buchstäblich auf den Grund und Boden, auf dem sie sesshaft wurden.

Wie um diese Thatsache recht augenscheinlich zu machen, hat die Weltgeschichte es gefügt, dass die grossen Kulturzentren sich fast durchweg an Orten erhoben, wo man sie am Wenigsten erwartet hätte, an Orten, die für ihre Entwickelung als die denkbar ungeeignetsten und ungünstigsten erscheinen müssen. So sehen wir nicht einen Hafen des tyrrhenischen Meeres, nicht die Bucht von Neapel, ja nicht einmal

die Tiber-Mündung, sondern weit stromauf im Binnenlande die ödeste Stelle des linken Tiber-Ufers, welche zuvor von allen Völkerschaften, die das vorgeschichtliche Italien besiedelt hatten, den Sabinern, Samnitern wie den Tuskern, verschmäht worden war, zum Mittelpunkt des römischen Weltreichs werden. Und als rechte Parallelen zu diesem Tiber-Schicksal finden wir in der Folge das mittlere Seine-Ufer mit dem aus einer Sandwüste gestampften Versailles, sowie das entlegene sumpfig-sandige Spree-Ufer zu weltbeherrschenden Kulturzentren werden. Venedig erhebt sich im abgelegensten Winkel der Adria über den Anschwemmungen der Brenta, auf sumpfigen Inselchen und Pfählen erbaut, wie andererseits im äussersten Nordwesten unseres Kontinents Amsterdam und Rotterdam im Anschwemmungsdelta des Rheins. Genug. Nirgends waren es die günstigsten oder auch nur günstigeren, sondern allenthalben die fast ausgesucht ungünstigsten Stellen, an denen die Weltkulturen Wurzel schlugen. Nicht Neapel, Marseille, Lyon, Strassburg, Mainz, Hamburg, Bremen sind zu solchen Kulturzentren ausersehen worden, sondern Paris und Berlin. Das spricht eine deutliche Sprache.

Das Milieu will sonach als bedeutungslos erscheinen für die Kulturentwickelung des Menschengeschlechts, und die Rasse als allein ausschlaggebend. Wohin der Zufall eine tüchtige Rasse wirft — gleichviel ob in ein günstiges oder ungünstiges Milieu — da entwickelt sie Kultur, während eine minderwertige unter noch so günstigen Verhältnissen nicht zur Kulturentwickelung gelangt, da ihr der innere An-

trieb zur Schaffung gefälligerer Lebensverhältnisse und höherer Lebensgestaltung fehlt. Sie vegetiert in den primitivsten Verhältnissen dahin wie die Fellah in Ägypten, oder die heutigen Bewohner Mesopotamiens in den Ruinen und Trümmerhaufen, welche die alte assyrische Kultur hinterlassen. Allein, auch die Kulturen der rassekräftigen Völker haben ihre Zeit, ihren Aufgang und ihren Niedergang, dessen ganzer Verlauf sich überall mit einer Regelmässigkeit vollzieht, dass man auf eine dem zu Grunde liegende Naturgesetzlichkeit schliessen darf. Noch andere Faktoren müssen demgemäss bei der Kulturentstehung, bezw. ihrem ganzen aufsteigenden und absteigenden Verlauf, mitwirken, Faktoren, die man mit den Anziehungskräften der Erde auf den geworfenen Stein vergleichen kann, welche seinen Flug zu einer Kurve gestalten. In der That ist jeder Kulturverlauf einer solchen Kurve mit aufsteigendem und absteigendem Ast gleich, und der letzte stellt uns vor die Frage, welcherlei Kräfte es wohl sein mögen, die auf ein Kulturvolk dergestalt einwirken können, dass es aus dem Scheitelpunkt der gewonnenen Höhe sich wieder herniedersenkt und in mathematisch-gesetzlicher Kurvenlinie sich der „Erde“ wiederum annähert bis es in der Masse der übrigen Menschheit aufgegangen und verschwunden ist.

* * *

Wir haben dem Milieu soeben jeden massgebenden Einfluss abgesprochen. Diese Auffassung ist indessen, so müssen wir jetzt bekennen, eine Täuschung, oder doch nur in gewissem Sinne haltbar und bedarf einer Berichtigung. Wir sprachen nur von dem günstigen Milieu und behaupteten, dass es für eine kulturfähige Rasse gleichgiltig sei, in welcherlei Milieu sie gerate, da eine solche jederzeit im Stande sein muss, sich das ihr gemässe Milieu zu erzeugen. Wir haben indessen das Milieu hier noch in Betracht zu ziehen insofern, als es der Rasse die Kraft verleiht, über jegliches Milieu fernerhin Herr zu werden, oder, wie wir im Vorstehenden sagten, die Fähigkeit, ihre geistige Konstitution gewissermassen in die Aussenwelt hineinzuprojizieren. Wie gelangt eine Rasse zu solcher konstruktiven Fähigkeit? Bei Behandlung der Eiszeit sahen wir, dass ein durch seine besondere Ungunst die Kräfte aufs äusserste anspornendes Milieu einen abgesonderten Menschenschlag unvergleichlich hinaufzuzüchten imstande war. Diese Wirkungsweise setzte sich auch in der Folge unter den günstigeren klimatischen Verhältnissen überall fort — wiewohl in abgeschwächtem Masse — wo immer ein rauheres Klima gegen ein milderes stand. Das ungünstige Milieu hat somit Vorzüge vor dem günstigen für die Hinaufzüchtung des Menschenwesens zur Fähigkeit höherer Kulturentwickelung, und ein — wenngleich nur indirekter und mittelbarer — massgebender Einfluss in diesem Sinne kann ihm nicht abgesprochen werden. Wenn wir die ungeheure Wirkung der Naturvereisung auf

den Menschen nur wie durch ferne Nebelschleier in zitternden, schwankenden Umrissen gewahren konnten, so werden wir die in der Folge — in der geschichtlichen Zeit — sich fortsetzende natürliche Bildarbeit am Menschen in schärferen Linien festzuhalten vermögen und erkennen, dass hier ein unwandelbares, unerbittlich schaltendes Gesetz waltet, von dem Sein oder Nichtsein der Rassen und Kulturvölker abhängt. Als positiver Pol dieser Gesetzmässigkeit — das heisst des Lebensvorgangs, der sich in diesem Gesetze manifestiert — kann das „ungünstige" Milieu gelten, welches den Funken der Rassekraft erzeugt; als negativer das „günstige", welches ihn in dem Feuerwerk der Kulturentwickelung auflöst und einschlingt. Je ungünstiger das Milieu — so darf man danach schliessen — desto steiler die Raketenlinie der Kulturkurve und desto höher der Aufstieg. Der Einfluss des Milieus steht somit in umgekehrtem Verhältnis zu seiner „Güte"; der des ungünstigen ist aufbauender, der des günstigen auflösender Natur. Wir werden in der Folge am Beispiel der grossen Kulturvölker eingehend zu betrachten haben, auf welche Weise und unter Zuhilfenahme von welchen künstlichen Mitteln, wo immer die natürlichen in Wegfall kommen, eine Rasse, ein Volk sich buchstäblich „aufbaut" und damit zum Aufbau einer Kultur befähigt.

Wenn das herbe Milieu grössere Anforderungen an die Bethätigung und Betriebsamkeit eines Volkes stellt als das milde, dann bewirkt es einen grösseren Verbrauch von Volkskraft, das heisst es wirkt quali-

tativ wie quantitativ, hinsichtlich des Einzelnen wie der Volkszahl, stärker aufreibend. Aufgerieben und verbraucht werden zunächst die schwächeren und unfähigeren, die weniger widerstandsfähigen Elemente. Die rüstigeren und tüchtigeren Individuen können sich infolge dessen mehr und mehr nur untereinander fortpflanzen, sodass das Niveau der Rasse gehoben wird. Das Volk wird rassenhafter und rassekräftiger, wo immer es einer scharfen Auslese unterworfen wird. Es tritt damit in eine aufsteigende Kurve. Je schwerer eine Rasse gegen ein widriges und widerstrebendes Milieu zu kämpfen hat, um zu leben, nicht bloss den nackten Kampf ums Dasein, sondern um das ihr gemässe Milieu unter den schwersten Bedingungen sich zu erzeugen, einer um so schärferen Auslese wird sie unterliegen. Aus diesem Grunde vorzüglich sind die Bewohner der kälteren Gegenden denen der wärmeren überlegen, die Völker des Nordens denen des Südens, die Bewohner der Höhenzüge denen der Ebenen: die Ersten, dem rauhen, reinigenden Odem der Gross-Natur überantwortet, der die Menschen wie die Bäume durcheinander schüttelt, morsche und schwache Äste und Zweige rücksichtslos hinwegbrechend, vermögen sich überall auf der Höhe ihrer Rassenhaftigkeit zu halten, während die Anderen unter dem Schutze ihrer sozialen Einrichtungen alles mögliche halbe und überlebte Menschentum bewahren und sich entwickeln lassen, das ihre Rasse verdirbt. „Unten in den Thälern sitzen die kleinen Menschen und flicken Theorieen zusammen über soziales Elend und materielle Not“ — sagt der

Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl*) — „und oben auf den Bergen fähret der Herr einher im Sturmwind und sendet Unwetter, Seuchen und Hunger, damit sie die chirurgische Operation, die Feuer- und Eisenkur an dem kranken Gliede vornehmen — — — das ist nationalökonomisches und sozialpolitisches Heilverfahren im grossen Stil.“ Auf unseren verödeten Basaltgebirgen, wie dem Westerwald und der Rhön, wolle sich die Natur erlösen von dem krankhaften Zustand der Übervölkerung. Die modernen örtlichen Notzustände seien die Symptome der Krisis, in welcher der kranke Leib sich zur Gesundheit aufzurichten trachte. Jene deutschen Heerscharen, deren Blut den alten Oraniern die Freiheit der Niederlande erobern geholfen, hätten wohl grossenteils aus Westerwäldern bestanden, ja die alten kraftvollen oranischen Fürsten selber möchten zu den Westerwäldern gezählt werden. „Man muss den Naturzuständen im Volksleben wieder gerecht werden,“ fährt Riehl dann fort: „darum nehme ich den Wald in Schutz gegen das Feld, das Land gegen die Stadt, das rohe, aber stark- und frohgemute jugendliche Naturleben des Volkes gegen die greisenhafte Altklugheit der Zivilisation.“ Jede Nation, die nicht mehr eine gewisse Masse rohen Naturvolks in ihre Gesamtheit einschliesse, sei ihrem Untergange nahe.

* * *

*) Naturgeschichte des Volkes, I (Land und Leute).

Freilich nicht der Naturzustand für sich allein macht schon das „stark- und frohgemute, jugendliche Naturleben des Volkes“. Wie, um mit Schiller zu reden, die grosse Zeit oft ein kleines Geschlecht vorfindet, so häufig auch ein grosszügiges, oder, sagen wir besser, „wildromantisches“ Milieu einen unfähigen Menschenwuchs. Auch das Milieu ist einem Bildner gleich, unter dessen Händen das Material sich gestaltet, aber wenn das Material nichts taugt, dann vermag der beste Künstler keine leidliche Form und Gestalt herauszubringen. Wenn die schwarze Rasse in der paradiesischen Natur des Südens es zu keinerlei höheren Gesellschafts- und Lebensformen gebracht hat, während die aus dem unwirtlichen Norden herabgestiegenen Rassen an der südlichen Sonne wie Knospen unter den ersten warmen Strahlen die wundersamsten Blütenkronen der Kultur entfalteten: so vermochte doch andererseits auch die arktische Natur, unter deren scharfer Zuchtwahl und Auslese die Germanenart den hohen Wuchs und die überlegene Kraft erlangt hatte, aus den Lappen und Eskimo nichts zu machen. Sie sind heute noch ebensolche Lappen und Eskimo, wie sie vor tausend Jahren waren. Sonach muss das Milieu einen entwickelungsfähigen Keim in der Rasse vorfinden, wenn sein Einfluss fruchten soll. Dieser, die innere Veranlagung zur schöpferischen Thätigkeit und Erfindungsfähigkeit, ist der ausschlaggebende Faktor, und er ist überall auf dem Wege der natürlichen Zuchtwahl und Auslese erworben worden. Der weissen Rasse, als derjenigen, welche diese Auslese im stärksten Masse erfahren hat, ist sie, bezw. deren Gesetzes-

notwendigkeit, dergestalt in Fleisch und Blut übergegangen, dass ihre Lebensformen und Staatenbildungen überall gewissermassen nur ein Abbild der Milieu-Wirkung darstellen, in der die Rasse gross geworden ist. Die scharfe Auslese, der sie in ihrer Urheimat, der arktischen Natur, unterworfen war, — diese Naturgesetzlichkeit ist in die Gesetzgebung ihrer Gemeinwesen und Staaten übergegangen und hat in ihr den entsprechenden Ausdruck gefunden, wo immer eine solche Rasse, in südlichere Breiten vorgedrungen, der zuchtwählerischen, rassenreinigenden Hand des arktischen Klimas nicht mehr, oder nicht mehr in dem ursprünglichen Grade unterlag. So ist die Neigung zur Kastenbildung, das Bedürfnis nach Absonderung, zweifellos aus dieser Erziehung durch die nordische Natur erwachsen, da man sie in gleichem Masse bei keiner der übrigen Rassen findet. Die gewohnte „chirurgische Operation" am Gesellschaftskörper, welche sich nicht mehr auf natürlichem Wege vollzog, besorgten nunmehr — in südlicheren, wärmeren Breiten — gewisse gesellschaftliche und soziale Einrichtungen: die soziale Abstufung und Gliederung des Gemeinwesens. Freilich ist die entschiedene und zuweilen übermässige Ausprägung des Kastenwesens bei der weissen Rasse auf den Umstand mit zurückzuführen, dass ihre Stämme sich allenthalben über minderwertige, meist sehr tief unter ihnen stehende Völker als Herren setzten. Aber diese zwingende Notwendigkeit, sich um der Reinerhaltung ihres Blutes und ihrer Rassentüchtigkeit willen als herrschende Kaste von der unterworfenen

Masse abzusondern, bot eine willkommene Gelegenheit, alles hinfällige und unfähige Menschenmaterial der eigenen Rasse auf die unterworfene abzuschieben. Die Kastenbildung würde sich bei allen Stämmen der weissen Rasse mit Sicherheit auch vollzogen haben, wenn sie in ihren heimischen Sitzen verblieben wären und dort ihre Kulturentwickelung erlebt hätten. Die herrschende Kaste dürfte sich alsdann wohl nur aus der reinen Rassenauslese, der „Blüte des Volkes", zusammengesetzt haben — den „Adalingen" der alten Germanen —, während die mittleren und unteren Kasten die weniger tüchtigen und kriegerischen, die gemeineren Elemente in sich aufgenommen hätten; wie denn in der That eine derartige soziale Abstufung schon in vorhistorischer Zeit, wenn auch nur erst als Schattierung, vorhanden war. Das Hereinbrechen der weissen Stämme über die Völker des Südens und ihr Auftreten unter ihnen als „Herrenrasse" brachte diese Tendenz gewissermassen zu gewaltsamer Entwickelung und schroffster Ausbildung, wie wir insbesondere bei den Indern wahrnehmen können, die von allen Völkern ihrer Abkunft auf das tiefststehende schwarze Menschenmaterial trafen und es sich unterwarfen. Sie wurden aus diesem Grunde der exklusivste, auf die Reinerhaltung seines Schlages am Meisten bedachte und über ihr wachende weisse Stamm. Sie erfanden die strengsten und grausamsten Massregeln und Gesetze, um sich vor dem unterworfenen, minderwertigen Blut zu schützen, und ihr ganzes politisches und religiöses Lebenssystem, ihre hierarchische Staatsver-

fassung war im tiefsten Grunde nichts Anderes, als eine Vorkehrung zur Reinerhaltung und Sicherstellung des arischen Blutes vor der schwarzen Überflutung. Diese Verfassung war aus ihren feinen und regsamen Rasseninstinkten erwachsen, sie wurzelte in ihrem intensiven Rassengefühl. Die Vorkehrungsmassregeln dieser „Rassenverfassung" im vollsten Sinne des Wortes erstreckten sich aber — und das ist das Entscheidende hierbei — nicht allein auf die fremdrassigen Elemente, sondern richteten sich zugleich gegen das minderwertige Menschenmaterial der eigenen Rasse. Alle schwächlichen, krankhaften, verkrüppelten, oder auch nur unfähigen und unbehilflichen Individuen wurden rücksichtslos aus den höheren (weissen) Kasten in die niederen (farbigen) verwiesen. Man brandmarkte sie als „Tschandala", und die Mutter eines solchen unglücklichen Geschöpfs ward des heimlichen Ehebruchs mit einem Manne aus den unreinen Kasten geziehen. Das war arische Herrenlogik, die jenseits von Gut und Böse stand und von keiner Mitleidigkeit und Sentimentalität sich ankränkeln liess. Wie konnte — nach dieser „Logik" — aus der guten (weissen) Rasse ein schlechtes Individuum hervorgehen anders als allein infolge heimlicher Vermischung mit dem Blute der schlechten (farbigen) Rasse? Darüber gab es für den alten Inder keinen Zweifel, und die unglückliche Mutter wurde dafür bestraft, gerichtet. Auch die Abstufung der drei indischen weissen Kasten untereinander erklärt sich aus diesem peinlich-strengen Wachen über der Rassentüchtigkeit des Volkes. Die

abgeklärtesten, vollkommensten, an Körper und Geist harmonischesten Individuen umschloss die Brahmanenkaste; die wilderen, kriegerischen Naturen waren und wurden unter die Kschatriya verwiesen; die grobsinnlichen, vorzüglich auf Wohlstand und friedlichen Genuss des Lebens gerichteten unter die Vaiçya, die Ackerbauer- und Handelskaste.

Entsprechende, wenn auch weniger schroffe Kastenbildungen finden wir bei allen Völkern der arischen Rasse im Besonderen wie der weissen im Allgemeinen. Am Nächsten kommt der indischen in dieser Hinsicht die spartanische Verfassung, und aus eben dem Grunde, weil die Dorier von allen Griechenstämmen auf die tiefststehende, südlichste Urbevölkerung von Hellas trafen und sie sich unterwarfen. Lykurg beabsichtigte mit seiner Gesetzgebung im tiefsten Grunde auch nichts Anderes als eine Rassenreinigung und Hinaufzüchtung seines Volkes. Spartiaten und Heloten, Eupatriden und Periöken, Patrizier und Plebejer standen durchgängig in demselben Verhältnis zu einander und hoben sich aus verwandten Rasse-Instinkten von einander ab. Überall war es die höhere seelische Veranlagung, welche die herrschende von der unterworfenen Rasse schied und durch die jene sich von dieser grundsätzlich verschieden fühlte: die Heldenhaftigkeit, Todesverachtung, die hohen Ehr- und Liebesgefühle und die Sehnsucht nach einer reineren Harmonie des Daseins; wie solche, als das Lebensideal und Ziel der Hellenen, Plato den Sokrates im „Laches“ aussprechen und den durch starke Vermischung bereits entarteten Athenern

entgegenhalten lässt in den Worten: „Wenn ich nämlich über die Tugend oder über irgend eine Art der Weisheit einen Mann reden höre, der wirklich ein Mann ist und der Reden wert, die er spricht, dann freue ich mich über die Massen, zugleich den Redenden und seine Reden betrachtend, wie beide zusammengehören und stimmen; und ein solcher scheint mir eigentlich ein musikalischer Mann zu sein, der den schönsten Einklang gestimmt, nicht die Leier oder sonst ein Werkzeug des Spiels, sondern wahrhaft zu leben sich gestimmt, sein eigenes Leben zusammenklingend mit den Worten die Werke, echt dorisch, nicht jonisch, auch glaube ich nicht phrygisch oder lydisch, sondern nach jener einzigen echt hellenischen Tonart.“ Wie dieses hellenische Mass in den Dingen, das μηδὲν ἄγαν des Solon, so stellt die altrömische virtus, so stellen die zûhte und mâze, von denen die Lieder eines Walther von der Vogelweide wiederhallen, einen entsprechenden höheren Einklang des Lebens dar, durch den sich überall die herrschende Rasse von der rohen niederen Masse abzuheben suchte: ihre eigene einzige Tonart, den höchsten Ausdruck ihres Rassengeistes wollte sie solchermassen darin erhalten und bewahren. Und die arischen Völker nicht allein, auch die semitischen und hamitischen der älteren Zeit waren auf eine ähnliche Tonart gestimmt, so lange sie noch weniger vermischt geblieben mit dem Grundstock der dunkeln Rasse in den Ländern, in denen sie sich, gleichfalls von Norden her eindringend, festgesetzt hatten. So die alten Araber, deren ritterlicher Liebes-

dienst so lebhaft an den unserer Minnesänger erinnert, und die alten Israeliten in ihrem fanatischen Streben nach dem Einklang mit dem Gesetz ihres einzigen Jahve.

Wenn es bisher verwunderlich erschienen sein mag, dass von allen in der arktischen Natur heimischen Völkern nur die Germanen, bezw. die Arier, und weiterhin die Kaukasier, die gesamte weisse Rasse, derart hinaufgezüchtet worden ist, dass sie sich zur weltbeherrschenden aufschwingen konnte, nicht aber z. B. die gleichfalls hyperboreischen Lappen und Finnen, so wissen wir nun, dass eine Auslese durch eigentümliche seelische Veranlagung bei den Ersten der Auslese durch das arktische Klima zu Hilfe kam. Während die Schärfe der Letzteren im weiteren Kulturverlauf der weissen Rasse schwand, setzte die seelische Auslese sich ungeschwächt fort, blieb aber in steter Korrelation mit der natürlichen. Die Funktion des nordischen Winters ging für die Germanen — um nur bei diesen zu bleiben — auf den mitteleuropäischen über und dieser muss naturgemäss wiederum nachdrücklicher wirken in den unwirtlichen und rauhen Gegenden als in den milden und fruchtbaren, auf den Höhenzügen als in den Ebenen, sodass man schliessen darf, auf jenen müsse sich die Rasse reiner erhalten als in diesen, müsse sie sich über alle Vermischung hinweg zu ihrer ursprünglichen Art unausgesetzt wieder hinaufzüchten. Da Mischlinge weniger widerstandsfähig sind als Reinrassige, so haben jene im Gebirge geringere Lebensaussichten als in der Ebene; sie gehen dort schneller zugrunde,

sodass, wenn zwei Rassen auf der Höhe durcheinander wohnen, sie sich beharrlicher nebeneinander erhalten und leichter wiederum auseinander lösen, indem die Zwischenstufen regelmässig aussterben oder auswandern. Der Anthropologe Otto Ammon hat diese Verhältnisse so überzeugend an einem treffenden Beispiele erläutert, dass dieses als typisch für die Rassen- und Bevölkerungsbewegung in Deutschland überhaupt angenommen werden darf. Wir wollen daher diesen Forscher eingehend darüber zu Worte kommen lassen, umsomehr, als er in diesem Beispiel gerade die Auslese durch die Seelenanlagen veranschaulicht, und seine Darlegungen alsdann zum Ausgangspunkt für weitere, allgemeinere Schlussfolgerungen nehmen.

* * *

„Neben den grossen Völkerverschiebungen, die sich durch Wanderungen ganzer Stämme und durch Schlachten, durch Neugründung und Untergang von Staaten kenntlich machen“ — sagt Ammon*) — „giebt es eine Umgestaltung der Bevölkerungen im Kleinen, welche durch die verschiedene Widerstandskraft der Typen und ihrer Mischlinge gegen die äusseren Lebensbedingungen, ferner durch die verschiedene Fruchtbarkeit und endlich nicht zum Wenigsten durch die verschiedenen Seelenanlagen bedingt sind.“ In

*) Kritisches Sendschreiben an Dr. Tappeiner. Beiträge zur Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte von Tirol. Innsbruck 1894.

welchem Grade die Seelenanlage, die „Psyche“, bei dem Überhandnehmen des einen Rassentypus und dem Schwinden des anderen beteiligt ist, hat Ammon an der Hand seiner anthropologischen Untersuchungen nachgewiesen, die er im Schwarzwald angestellt. hat. Der Schwarzwald zerfällt nach seinen Darlegungen in einen industriellen Teil und in einen solchen, der keine oder doch nur wenig Industrie besitzt. Dieser enthält eine mehr rundköpfige Bevölkerung als jener. Den Kern des nicht industriellen Teiles bildet der Amtsbezirk Wolfach, der die oberen Verzweigungen des Kinzigthales umschliesst und als der Mittelpunkt der Rundköpfigen mit dem mittleren Index 86,3 erkannt worden ist. Der Bezirk Wolfach besteht aus einer Anzahl geschlossener Bauernhöfe und kleinerer Taglöhnerhäuser und daneben aus Wäldern; der Boden ist wenig fruchtbar (Urgebirg). Die Bauern treiben hauptsächlich Viehzucht und neben ihnen fristen die Taglöhner, teils als landwirtschaftliche Hilfsarbeiter, teils als Holzfäller oder Flösser, ihr Dasein. Die Lebensbedingungen sind harte und die Auswanderung aus dem Bezirk muss eine grosse sein, da er trotz günstiger Geburts- nnd Sterblichkeitsziffer nicht an Bevölkerung zunimmt. Sobald nun zugestanden wird, dass die Indexklassen der Lang-, Kurz- und Rundköpfe in dem Wanderstrom nur ein klein Wenig, aber beständig im gleichen Sinne, anders vertreten sind, muss sich bei der zurückbleibenden, ansässigen Bevölkerung die Zusammensetzung der Indexklassen im Laufe der Zeit bedeutend ändern. Wandern z. B. etwas mehr Langköpfe

aus, so wird die Rundköpfigkeit der ansässigen Bevölkerung zunehmen und einen immer höheren Grad erreichen. Dass eine solche kleine Verschiedenheit des Wanderstromes stattfinde, dafür spricht die grössere Langköpfigkeit der in die Städte ziehenden Einwanderer im Vergleich mit dem ländlichen Durchschnitt, ferner die Ungleichheit der Seelenanlagen, der Neigungen und Gewohnheiten des lang- und kurzköpfigen Rassetypus, endlich die Verschiedenheit der sozialen Lage, in welcher sich die ursprünglichen Typen als Herren bezw. Knechte befanden und ihre Nachkommen folgerichtig noch befinden, soweit die natürliche Auslese nicht bereits eingegriffen hat. Wir begegnen ferner auf dem Schwarzwalde der Beobachtung, „dass mit der Rundköpfigkeit der Bevölkerung der einzelnen Gegenden zwar die Kleinheit der Natur im geraden Verhältnis steht, dass jedoch die Augen- und Haarfarbe ein widersprechendes Verhalten zeigt.“ Wir haben in den rundköpfigen Bezirken eine verhältnismässig grosse Menge Blonder. Wenn es blonde Rundköpfe giebt, so können diese nur durch Rassenkreuzung, bezw. verschränkte Vererbung der Merkmale entstanden sein*). Durch diese Verschränkung entstehen neben den ursprünglichen blonden Lang- und braunen Rundköpfen noch zwei weitere Typen: braune Lang- und blonde Rundköpfe. Wenn von den nach der Vermischung vorhanden gewesenen vier Typen jetzt hauptsächlich noch die braunen und

*) Otto Ammon: Die natürliche Auslese beim Menschen, I, Satz 78.

blonden Rundköpfe angetroffen werden, so müssen die braunen und blonden Langköpfe grossenteils ausgestorben oder ausgewändert sein. Nachweislich findet eine starke Auswanderung aus dem fraglichen Teile des Schwarzwaldes statt; so liegt es näher, der Auswanderung als dem Aussterben die eingetretene Veränderung zuzuschreiben. Wenn blonde und braune Langköpfe aus einem Bezirke auswandern, um ihnen besser zusagende Lebensbedingungen aufzusuchen, übereinstimmend mit der grösseren Zahl von Langköpfigen der nach den Städten ziehenden Wanderer, die nicht mehr blonde als der Landesdurchschnitt besitzen; wenn ferner die braunen und blonden Rundköpfe trotz der ungünstigen Lebensbedingungen zurückbleiben — so kann daran einzig und allein nur die verschiedene seelische Veranlagung schuld sein. Die betreffenden Seelenanlagen vererben sich demnach in Wechselbeziehung mit den äusseren Rassenmerkmalen, und zwar mit der Kopfform, nicht mit dem Pigment. Sehen wir uns die betreffenden Örtlichkeiten an, so sind es beinahe ausnahmslos solche mit ausserordentlich ungünstigen Lebensbedingungen, welche den Bevölkerungsüberschuss nötigen, auszuwandern und anderswo seinen Unterhalt zu suchen. Was liegt also näher, als auf Grund unseres heutigen Wissens anzunehmen, dass es hauptsächlich die mehr der Langköpfigkeit zuneigenden Mischlinge sind, die sich zur Auswanderung entschliessen, und dass die rundköpfigen sitzen bleiben. Bevölkerungen mit sehr hohen Indices sind also in ihrem lokalen Vorkommen nicht als ur-

sprüngliche Typen aufzufassen, sondern als Rückstände, die uns belehren können, auf welche Weise, nämlich durch natürliche Auslese vermittelst der Seelenanlagen, solche Absonderungen sich bilden.

* * *

Soweit Ammon. In Gemeinschaft mit dem Anthropologen Georg Hausen hat dieser Forscher den sogenannten Bevölkerungsstrom nachgewiesen, welcher die höher veranlagten, intelligenteren Elemente unaufhörlich vom Lande in die Städte, vom Gebirge in die Ebenen führt, in die Kulturzentren, deren hinter den Sterbefällen regelmässig zurückbleibenden Nachwuchs sie ergänzen müssen. Diese Elemente gehorchen dem Drang, ihre wirtschaftliche Lage zu verbessern, dem Verlangen nach einer gefälligeren Lebensweise, und Ammon hält dafür, dass sie aus diesem Grunde als eine Auslese zu betrachten seien, während er andererseits in den Zurückbleibenden nur den minderwertigen Bodensatz zu erkennen vermag. Er spricht jene als Langköpfe, diese als Rundköpfe an, indem er in dem Bevölkerungsstrom ein Überwiegen des langköpfigen Elements feststellt, dessen stetige Auswanderung überall steigende Rundköpfigkeit auf dem Lande und im Gebirge zur Folge habe. Dieser Bevölkerungsstrom muss naturgemäss in einem unterbrochenen, gebirgigen Terrain gleich den wirklichen Wasserläufen vollschwellender fliessen, als in einem gleichmässigen und ebenen: in Deutschland stärker als in Russland; und in einem

weiter und breiter angelegten Gebiete stärker als in einem enger zusammengedrängten: in Deutschland mächtiger als in England. Die Bodengestaltung ist daher von nicht geringem Einfluss auf die Bevölkerungsbewegung eines Landes; sie liefert die nachhaltigste Triebkraft oder den schwersten Hemmschuh für die Bewegung innerhalb eines Volkes, je nach der Stärke der Hebungen und Senkungen, der Weite und Enge der Landschaft, der Mannigfaltigkeit oder Eintönigkeit. Je abwechselungsreicher die geologischen Formationen, um so grössere Aussicht hat ein Volk, reine Rasse in sich zu bewahren und seine ethnische Natur durch dieselbe stetig zu verjüngen und zu erfrischen. Die Höhenzüge, Wälder und Einöden bergen nicht allein die wirklichen, sondern auch die ethnischen Quellen eines Volkes, ohne welche dieses, wie an Wassermangel, so mangels frischen ursprünglichen Quellblutes verkümmern, verdorren und versiechen müsste. Ein Volk, das seine Wälder ausrodet, macht damit nicht nur seine Ackerkrume, sondern auch seinen ethnischen Mutterboden unfruchtbar. Völlige Ausgleichung und Nivellierung, durchgreifende Kultivierung und Zivilisierung führt zur und ist gleichbedeutend mit Stagnation; zur Stagnation der Bevölkerung hinsichtlich eines frischen, frohen, urwüchsigen Volkslebens, wie in England, das keinen freien Wald mehr kennt und keinen Bauernstand mehr aufzuweisen hat: England, das seine ethnischen Quellen im Kulturdienst völlig aufgebraucht hat, wie seine natürlichen Wasserläufe in dem der Industrie. Diese Stagnation äussert sich

dort vorerst hauptsächlich in seelisch-geistiger Hinsicht, aber der Rückschlag auf das wirtschaftliche und das gesamte Kulturleben dürfte nicht mehr lange auf sich warten lassen. Der Burenkrieg hat die ethnische Ohnmacht Englands verraten. Das englische Volk hat sich schneller aufgebraucht, als die übrigen europäischen Nationen. Seine glückliche insulare Lage ermöglichte ihm, früher mit seinen inneren Verhältnissen fertig zu werden und mit seiner Staatsverfassung ins Reine zu kommen; aber eben diese Lage verhinderte andererseits zugleich eine Ausbreitung und Entwickelung der Volkskraft, verhinderte die Abzweigung sozusagen von „Rasse-Reserven" auf Höhenzügen und Gebirgen, und bewirkte und beschleunigte in gleichem Schritt mit der Kulturentwickelung die Aufzehrung der Naturkraft des Volkes.

* * *

Wie die Natur überall, wo sie ein Volk unter harten und erschwerten Lebensbedingungen hält, eine — wenn wir so sagen dürfen — fortschrittliche Auslese zeitigt, so bewirkt die Kultur eine solche in entgegengesetztem Sinne, eine rückschrittliche Auslese. Das Kulturleben durchkreuzt die natürliche Auslese, indem es, wie wir sahen, unter dem Schutze seiner sozialen Institutionen allerlei halbfertiges, schwächliches Menschenwesen aufkommen lässt, das ohne diesen, unter den rauhen Händen der Natur, hätte zu Grunde gehen müssen. Das Kulturleben hebt also die heilsamen, sozusagen

chirurgisch-operativen Wirkungen der Natur am Volkskörper zum Teil wieder auf und drückt die Lebensform des Volkes und seinen Volkscharakter durch unaufhörliche Kreuzung mit minderwertigem Menschenmaterial fortgesetzt auf ein tieferes Niveau herunter.

Andererseits aber wirkt das Kulturleben wiederum anziehend auf die rassekräftigen und lebenstüchtigen Volkselemente, auf das gesamte intelligentere, mit höherer seelischer Veranlagung ausgestattete Element, und erzeugt den langköpfigen Bevölkerungsstrom vom Gebirge in die Ebene, vom Lande in die Stadt, den wir im Vorstehenden behandelt haben, sodass sich eine neue natürliche Auslese an den Kulturstätten sammelt, welche ihren degenerierenden Einflüssen stetig entgegenwirkt und die Wage hält. Diese Auslese frischt die städtische Bevölkerung alljährlich von Neuem auf, welche ohne diese Erfrischung im Laufe der Jahre dahinschmelzen würde wie Schnee vor der Sonne. Allein diese Auslese, bezw. der Bevölkerungsstrom, der sie an die Kulturzentren bringt, birgt andererseits wiederum eine Gefahr für das Land in sich. Er entzieht diesem, nämlich der ländlichen und Gebirgsbevölkerung, alljährlich den reifen Nachwuchs an langköpfigen Individuen, was an und für sich freilich noch kein Schade zu sein braucht, so lange die betreffenden ethnischen Quellen dort unverändert fliessen. Aber auch in diesem Falle muss sich doch, wenngleich nur ganz unmerklich, allmählich eine Verschiebung der Rassenverhältnisse auf dem Lande und im Gebirge geltend

machen, dergestalt, dass sich die Bilanz zu Gunsten des rundköpfigen und zu Ungunsten der langköpfigen Elements stellt. Kulturentwickelung und ihre notwendige Folge: Bevölkerungsstrom, bewirken überall steigende Rundköpfigkeit auf dem Lande und im Gebirge, solchermassen, dass jene, je lebhafter sie arbeitet, einen wachsenden Verbrauch an Langköpfen aufweist, bis der Konsum die (ethnische) Produktion der natürlichen Zuchtwahl übersteigt und die ethnischen Quellen erschöpft. In einem so intensiv arbeitenden und vorgeschrittenen Kulturleben, wie dem europäischen, muss dieser Prozess notwendigerweise schon weiter gediehen sein, als in irgend einem anderen Lande der Erde, und so erleben wir denn das überraschende Schauspiel, dass in der „Heimat der Langköpfe“ — wenn wir unseren Erdteil so nennen dürfen — die Rundköpfigkeit bereits höher gestiegen ist, als in ihrem asiatischen Mutterland. Die europäischen Rundköpfe weisen einen höheren Schädelindex auf, das heisst, sie sind in stärkerem Grade rundköpfig, als die typischen Rundköpfe Asiens, die Mongolen. Man hat diese merkwürdige, statistisch nachgewiesene Erscheinung lange aus dem mit Sicherheit zu erschliessenden mongolischen Grundstock der europäischen Bevölkerung sowie aus dem wiederholten Eindringen mongolischer Stämme während und nach der Völkerwanderungszeit zu erklären gesucht. Diese Thatsachen würden indessen nur für einen hohen Prozentsatz von rundköpfigen Europäern sprechen können, deren höheren (als den asiatischen) Schädelindex indessen noch nicht be-

gründen. Wir glauben vielmehr die Erklärung für denselben mit Otto Ammon vorzüglich in dem Bevölkerungsstrom suchen zu sollen, aus dem das gewaltige Kulturleben Europas seinen grossen Bedarf an Langköpfen deckt und bereits in solchem Masse gezogen hat, dass er die ethnische Leistungsfähigkeit des Volkes bereits übersteigt.

Ein Einblick in die betreffende Statistik dürfte hier am Platze sein und ein helles Schlaglicht auf diese lehrreichen Verhältnisse werfen, welche die Wechselbeziehungen und den Kräfteaustausch zwischen Milieu und Kulturleben, Kulturleben und Rassebildung, ihre Polarität und gegensätzliche Erschöpfung vorzüglich zu erläutern geeignet sind. Wir entnehmen dem grundlegenden Werk von Otto Ammon die folgende, überzeugend sprechende Zahlen-Aufstellung*).

* * *

„In Italien hat der Alpendistrikt Ivrea einen mittleren Index von 88,6, und dieses ist das höchste Mittel, welches überhaupt nachweisbar ist. Im Distrikt Novarra erreicht der mittlere Index 87,7, ebenso in Pinerolo. Der mittlere Index des ganzen Königreichs Italien ist 83,0, stimmt also mit dem häufigsten Index unserer Bevölkerung von 83,5 überein, wobei wegen der verschiedenen Messmethode der italienische um 0,5—1 Einheit zu erhöhen ist, um mit den deutschen Ergebnissen vergleichbar zu sein. Livi: L'indice cefalico degli Italiani, Firenze 1886, S. 73.

*) Die natürliche Auslese beim Menschen, S. 71—72.

„In Frankreich findet sich der höchste mittlere Index mit 88,2 im Departement Jura, und in sechs weiteren Departements übersteigt derselbe 87, nämlich in Lozère 87,9, Haute-Loire 87,5, Haute-Saône 87,4, Savoie 87,4, Saône et Loire 87,1, Cantal 87,1. Der mittlere Index für ganz Frankreich ist 83,57, also wieder ähnlich dem von uns in Baden gefundenen. Collignon: L'indice céphalique des populations françaises, in der ‚Anthropologie' von 1890, S. 223.

„Die von Dr. Franz Tappeiner in seinen ‚Studien zur Anthropologie Tirols' mitgeteilten Ziffern ergeben für den rundköpfigen Bezirk dieses Landes, Passeyer, einen durchschnittlichen Index von 85,7; dann folgt Deutsch-Nonsberg mit 83,9.

„Nach Zograf beträgt der mittlere Index der russischen Rekruten im Regierungsbezirk Kostroma (östlich von Moskau) 85,24, also auch noch lange nicht 89. Zograf sieht die heutige Bevölkerung Russlands als ein Mischungserzeugnis der langköpfigen und grossen slawisch-litauischen ‚Russen' und der rundköpfigen, kleinen, dunkeln früheren Einwohner an, welch letztere zu dem ural-altaischen Typus gehören und mit den Kareliern am Nächsten verwandt sind.

„Bei den Magyaren ist der mittlere Index nach Welcker 81,9 am Schädel, was etwa 83 oder 84 am Lebenden ausmachen wird. Für die Türken ist das Mittel nach derselben Quelle 83,5, also am Lebenden etwa 85.

„Gehen wir zu den asiatischen Kurzköpfen über, so finden wir wieder nach Welcker bei den Chi-

nesen 79,1, also höchstens 81 am Lebenden. Dr. B. Hagen giebt in seinen ‚Anthropologischen Studien aus Insulinde', Amsterdam 1890, den mittleren Index für die Nordchinesen zu 77,7, für die Südchinesen zu 81,7 an, beides am Lebenden gemessen. Bei Japanern ist nach Bälz der mittlere Index am Lebenden 80,3. Die Kalmücken haben nach Welcker am Schädel 83,0, Tungusen 83,6. Alle diese Werte bleiben weit unter dem geforderten Masse von 89.

„Nur bei den Buräten mit 85,1 und bei den Lappen mit 85,5 erreicht der mittlere Index eine bedeutendere Höhe. Ganz vereinzelt zeigen die Schädel von Kurganen aus Sarepta einen mittleren Index von 88,3.

„Es ist somit ganz unmöglich, allein mit der an sich wahrscheinlichen Annahme einer asiatischen Einwanderung die Brachykephalie der heutigen deutschen Bevölkerung zu erklären. Bei einem Einwanderungsverhältnis von 50 % müsste der mittlere Index 89 betragen haben, und diesen finden wir in Asien nirgends.

„Wir kommen daher auf die anfängliche Ansicht zurück, dass die hohe Brachykephalie der heutigen deutschen Bevölkerung eine Auslese-Erscheinung ist, entstanden durch die Beseitigung des langköpfigen Elements."

III. Kapitel.

Das Rassen-Milieu Europas.

Wer die Erdteile Europa und Asien miteinander vergleicht, dem muss die Ähnlichkeit beider in Gestalt und Bodenbildung auffallen. Hier wie dort eine Gliederung der Südküste in Halbinseln und Inseln, die in Verbindung mit einem vorgelagerten Kontinent ein Binnenmeer bilden. Nordwärts von diesen Halbinseln, in mässiger Entfernung von der Küste, ein mächtiger, von Osten nach Westen streichender Gebirgszug, der sich in Hochebenen und niedrigere Parallelketten allmählich gegen eine gewaltige Tiefebene abstuft, welche sich ununterbrochen bis zum Nord-Meer erstreckt. Der Himalaya hat in seiner ganzen Gestaltung eine überraschende Ähnlichkeit mit den Alpen; Sibirien entspricht der norddeutschen Tiefebene; der Altai etwa dem Harz. Asien im Grossen und Ganzen kann demgemäss ein vergrössertes Europa, Europa ein verkleinertes Asien genannt werden. Dort erscheinen alle Verhältnisse ins Riesenmässige auseinandergezogen, hier ins Zwerghafte zusammengedrängt. Dort wurde der Menschengeist von der übermächtigen Gestaltung der Naturumgebung erdrückt, hier konnte es ihm infolge der

mässigen Boden-Erhebungen und -Senkungen, der Abwesenheit oder Seltenheit furchtbarer, vernichtender Natureinflüsse, kurz, der Übersichtlichkeit seiner Umgebung, gelingen, zur Herrschaft über sie und zum Bewusstwerden seiner selbst das Haupt zu erheben.

Was Europa im Vergleich mit Asien, das ist England im Vergleich mit Europa: eine noch weitere Zusammendrängung und Verkleinerung der europäischen Verhältnisse, ein Europa en miniature, eine Musterkarte, ein Modell unseres Kontinents. In der grossbritannisch-irländischen Inselgruppe findet sich die ganze Bodenbildung und Gestaltung in engstem Raume vereinigt, welche das europäische Festland charakterisiert. Im schottischen Hochland treffen wir die Natur Skandinaviens, die Temperatur der Insel Wight gemahnt in ihrer gleichmässigen Milde an die Italiens; die kleine Alpenkette von Wales, die Ebene des grünen Erin, dazu die Inselgestaltung und das Binnengewässer — Alles wirkt hier zusammen, um einen Boden zu schaffen, auf dem der Mensch sich zu freier Bewegung, zu Freiheit und Selbstständigkeit entfalten kann. Ernst Curtius sagt in seiner „Geschichte Griechenlands", dass sich alle Gegensätze der Natur in dem kleinen Hellas zusammengefunden, und sucht die Mannigfaltigkeit und Freiheitlichkeit des griechischen Wesens aus der Vielgestaltigkeit seiner Naturumgebung zu erklären. Bis zu gewissem Grade lässt sich auch der englische Charakter in diesem Sinne auf die Beschaffenheit des Landes zurückführen: ihre selbstbewusste, originale Art und Kultur haben die Engländer zweifellos der glück-

lichen, isolierten Lage ihres Landes, haben sie dem Umstand mit zu verdanken, dass dieses gewissermassen ein Klein-Europa, ein in sich abgeschlossenes Ganzes, eine Welt für sich neben dem grossen Kontinente darstellt.

Aber noch ein anderes Moment hat mitgewirkt, um die Engländer den übrigen europäischen Völkern überlegen zu machen — das gleiche Moment, welches den Europäern überhaupt ihre Überlegenheit über die anderen Rassen verlieh. Wie die Natur Europas im Allgemeinen und Englands im Besonderen, so sind auch die Bewohner dieser Gebiete in mässigen Verhältnissen aufgetreten. Die einzelnen Stämme konnten sich nicht zu grossen Massen entfalten, weil es an Raum dazu gebrach; gleichwohl war die Bodengestaltung unterschiedlich genug, waren die natürlichen Grenzen der Länder weit genug gezogen, um der Entwickelung eines jeden Stammes freien Spielraum zu lassen. Dank diesem Umstande vollzog sich in Europa eine mässige Vermischung der verschiedenen Rassen, die nie so weit gedieh, dass die eine in der anderen völlig aufging und aus der Geschichte verschwand, aber doch stark genug war, um einen neuen Menschentypus herauszubilden, der die mannigfachen Eigenschaften aller ethnischen Wesensbestandteile in sich vereinigte. Grosse, unterschiedslose Volksmassen, wie die Asiens, konnten in Europa nicht aufkommen. Ein Chinese, ein Mongole sieht dem anderen meist zum Verwechseln ähnlich; obwohl die verschiedenartigsten Volksstämme im himmlischen Reich aufgegangen, sind seine Bewohner doch von

einer überraschenden Gleichartigkeit. Die Europäer hingegen haben, wenngleich auch sie in keinem Gebiet ihres Erdteils mehr eine reine Rasse aufweisen, dennoch den jeweiligen Rassencharakter allenthalben bewahrt und tragen die Spuren ihrer Abstammung, ihrer Volksindividualität unaustilgbar an sich.

Alles dies gilt in erhöhtem Masse von England. Die beiden Rassen, welche die Bevölkerung dieses Landes ausmachen, wie sie in ähnlicher Weise ganz Mittel- und West-Europa bevölkert haben, Kelten und Germanen, wohnen hier noch enger zusammen, als auf dem Kontinent, und haben weit mehr Gelegenheit, sich ineinander einzuleben und ineinander aufzugehen. Dennoch ist dies im Laufe so vieler Jahrhunderte nicht geschehen, einmal, weil die mannigfaltige Bodenbeschaffenheit es der einen — unterdrückten — Rasse ermöglichte, Zufluchtsorte zu gewinnen, welche sie vor der völligen Aufsaugung durch die andere sicher stellten; dann, weil diese, die herrschende Rasse, sich des beschränkten Ausdehnungsgebietes halber nicht zu genügend grosser Masse entfalten konnte, um jene ganz in sich aufzunehmen. Wohl hat sich ein Mischungstypus herausgebildet, aber niemals sind die ethnischen Quellen versiegt, welche diesen Typus unaufhörlich mit ihrem Blute speisen und immer neue, mannigfaltige Formen und Spielarten desselben in die Erscheinung rufen. Wie Europa im Allgemeinen, so verdankt England im Besonderen der kelto-germanischen Blutmischung seine ganze, seine höhere Kultur. Jahrhunderte währende, fortgesetzte Einfälle von

Volksstämmen aus dem germanischen Norden haben einen Typus herausgebildet, in dem sich die Heftigkeit der keltischen mit der Zähigkeit der germanischen Natur verband, der ideale Sinn dieser mit der realen Denkweise jener. Das feine Unterscheidungsvermögen und der sprühende Witz der Kelten gesellte sich der kühlen Überlegung und dem ätzenden Humor der Germanen zu, ausserordentliche Geschicklichkeit wuchtiger Energie, welche Eigenschaften im Laufe der Zeit zu dem Typus des englischen Volkes verschmolzen, der die Vormachtstellung über die Erde zu gewinnen befähigt war.

Wie in geologischer, so kann England demgemäss auch in ethnologischer Hinsicht als die Musterkarte von Europa gelten. Die verschiedenen Rassentypen, welche in dem grossen Völkergemenge des Kontinents schwerer erkennbar sind, treten in den übersichtlicheren Verhältnissen Grossbritanniens schärfer hervor: man hat sie hier gewissermassen im Präparat und kann sie wie unter dem Mikroskop beobachten. Auf der Insel ist wie auf dem Kontinent das germanische Element von Osten nach Westen vorgedrungen und hat das keltische bis an die Meeresgrenze vor sich hergetrieben; aber es ist jenem dort nicht wie hier gelungen, dieses seines nationalen Selbstbewusstseins zu berauben. Vielmehr ist später ein Rückschlag eingetreten; das keltische Element hat es verstanden, sich der Kulturfaktoren zu bemächtigen und sie gegen das germanische auszuspielen.

* * *

Mit dieser Gegenüberstellung der beiden grossen Kultur-Rassen Mittel-Europas ist indessen die ethnologische Zusammensetzung der modernen europäischen Bevölkerung nicht erschöpft. Archäologische Funde und Forschungsergebnisse verschiedenster Art lassen es, wie bereits dargethan, als eine unbestreitbare Thatsache erscheinen, dass Europa vor dem Auftreten der Arier von einer tieferstehenden Rasse bevölkert war, von der sich bis auf den heutigen Tag Reste erhalten haben. Zunächst hat man in den Iberern Spaniens, dieser am Weitesten in der Richtung aller Völkerwanderungsbewegungen — von Nordosten nach Südwesten — gedrängten Rasse die vorarischen Europäer erkannt, deren Typus auch in der Bauernschaft von Süd- und West-Irland wiedergefunden worden ist. Diese vorarische Bevölkerung muss nach einem einfachen ethnologischen Gesetz am Stärksten auf den entlegensten westlichen Inseln und Halbinseln, sowie in Hochgebirgsgegenden vertreten sein, wohin sie von den zunächst vordringenden Kelten vertrieben worden. Demgemäss dürfen wir annehmen, dass dort, wo das Meer ihrer Flucht ein Ziel setzte, die europäische Urbevölkerung ihre letzte Zuflucht und gewissermassen ihren Sammelpunkt gefunden hat, dass somit die grossbritannische Inselgruppe einen höheren Prozentsatz von ihr enthalten muss, als das Festland. Der englische Anthropologe Mackintosh*) hat im schottischen Hochland ausser einem

*) Comparative Anthropology of England and Wales. Anthropological Review XII, London.

langköpfigen Typus (auf der Insel Man, den südlichen Hebriden, dem westlichen Teil von Ross und Sutherland) und einem kurzköpfigen (im nördlichen Teil von Argyle, in Perthshire und dem nördlichen Hochland), einen dritten Typus wahrgenommen, dem man gelegentlich allenthalben im Hochland begegnet, der in den äusseren Hebriden häufig ist, im westlichen Irland sehr überwiegt, und nicht selten im schottischen Unterland gefunden wird. Er ist kein herrschender, man sieht ihn selten rein, ausser bei Leuten niederen Standes. Von diesem Typus giebt die Zeichnung des Sancho Pansa ein gutes Bild. Die Statur ist gewöhnlich klein, mit dunkler Hautfarbe, der Kopf lang, niedrig und breit, das Haar schwarz, rauh und zottig, die Augen schwarz oder dunkelbraun, grau, mit feurigem Glanz, der Vorderkopf zurückspringend, der untere Teil des Gesichtes vorspringend, die Nase breit und niedrig, die Augenbrauen schief zur Nase gestellt, die Füsse nicht schön gebildet, die Beine kurz und stark gekrümmt. Der Typus hat warmes Gefühl, feuriges Temperament, wenn aufgeregt, und aussergewöhnliche Schlauheit; er hängt sehr am Gelde, das unter dem Deckmantel von äusserlicher Armut und von Elend aufgehäuft wird, ist fleissig und thätig, wenn ein Gewinn abzusehen ist, andernfalls träge und zur Arbeit wenig aufgelegt. In Irland und den schottischen Hochlanden findet sich dieser Typus in verschiedenen Graden mit dem keltischen gemischt.

Diese Charakteristik, sowie der Hinweis Mackintoshs auf Sancho Pansa dürfte einen Fingerzeig geben, wo

die nächsten Anverwandten jenes Typus' zu suchen sind. „Sancho" ist der — freilich ein wenig karikierte — Vertreter der keltiberischen Spanier, eines untersetzten, zähen, widerstandsfähigen, dumm-schlauen Menschenschlags, der in dem, was die englischen Anthropologen „animal energy" nennen, unverkennbare Stammverwandtschaft mit der britisch-irischen Volksmasse zeigt. Diese animal energy hat sich bei der letzten durch den Zusatz sächsischen Blutes zu einem rastlosen, praktischen Bethätigungstrieb entwickelt, während sie im spanischen Volkscharakter sich, wenn wir so sagen dürfen, zu einer indolenten Unverwüstlichkeit herausbildete, die in der That in Sancho Pansa ihren komischesten und dennoch typischesten Ausdruck gefunden hat. Je weniger das sächsische Blut die Bevölkerung Grossbritanniens durchsetzt hat, desto ähnlicher erweist sie sich dem keltiberischen Charakter. Die heutigen Nachkommen der alten Iberer in Biscaya und die eingeborenen, rassenhaften Iren sind ausserdem so wenig unterschieden, dass es schwer ist, nicht an ihre gemeinsame Abstammung zu glauben. Und noch auf einem anderen Ausläufer des europäischen Kontinents begegnen wir dem von Mackintosh geschilderten Typus. Er ist, wenngleich nur vereinzelt und versprengt, in der schottisch-irischen Form auf Jütland nachgewiesen worden. Die Jüten stehen in einem gewissen Gegensatz zu den übrigen Dänen, der, ob zwar fast unmerklich und nur schwer erkennbar, doch dem der Iren zu den Grossbritanniern und der Iberer zu den Spaniern in gewissem Grade entspricht. Jütland,

Schottland, Irland und Biscaya oder das asturisch-cantabrische Gebirge bilden somit den letzten äussersten Ring — in den sich noch die Bretagne eingliedern liesse — mit welchem die verdrängte vorarische Bevölkerung Europa umspannt.

Häutet man einen Russen ab — heisst es im Sprichwort — dann kommt ein Tatar zum Vorschein; häutet man einen Spanier, ein Maure. Ähnliches gilt vom Franzosen und Engländer, vom Westeuropäer überhaupt, nur mit dem Unterschied, dass bei diesen der „Wilde" nicht so dicht unter der Haut liegt. Unter den roheren Elementen selbst der zivilisiertesten Völker finden sich entschieden barbarische Typen, die sowohl dem Rückschlag (Atavismus) der höheren als dem Wiederdurchschlagen einer tieferstehenden Rasse innerhalb des Volksganzen zugeschrieben werden können. Das, was gewöhnlich als „Verbrechertypus" bezeichnet wird, dürfte für den letzten Fall in Betracht kommen. Ein englischer Anthropologe erklärte, zu seinem Erstaunen in einer Gruppe von Mördern den „turanischen Charakter" gefunden zu haben.

Auch die Rückständigkeit Irlands in kultureller wie in anthropologischer Hinsicht erklärt sich daraus, dass der vorhistorische, vorarische Typus dort in der keltischen Mischung überwog und auch in der ganzen Bevölkerung entschieden durchschlug, die nicht in dem Masse mit germanischem Blut durchtränkt worden ist, wie die übrigen keltischen und kelto-romanischen Länder. Wohl kamen die Normannen in grossen Scharen nach Irland, allein sie kamen nur als Häuptlinge und Herrscher, nicht als

Ackerbauer und Kolonisatoren. Es musste ihnen daher ergehen, wie ihren gotischen Rasseverwandten in Italien und Spanien, und ihren engeren Stammesgenossen in der Normandie und in Sizilien: nach einer ruhmvoll erkämpften und behaupteten, aber nur kurze Zeit andauernden Machtperiode kamen sie unvermittelt zu Falle und verschwanden in der sich wieder durchsetzenden angestammten Bevölkerung, deren Sprache und Sitte sie annahmen. Die Skandinavier haben wohl den germanisehen Namen berühmt gemacht und weit in die Welt hinausgetragen, aber sie haben sich unfähig gezeigt, fremde Länder und Völker für das Germanentum zu gewinnen — aus dem gewichtigen Grunde, weil sie als „Herren“ und nicht als „Bauern“ kamen. Die Goten und Normannen waren die geborenen Herrenmenschen und Herrscher, die Sachsen und Friesen die geborenen Bauern und Kulturträger innerhalb der germanischen Rasse. Jene stellen das aristokratische, diese das demokratische Element dieser Völkerfamilie dar. Überall, wo die Skandinavier, zu denen wir ausser den genannten Goten und Normannen auch die Langobarden und Franken rechnen, mit fremden Rassen Blutmischung eingingen, haben sie eine höhere Kultur, eine Periode der Kunst und Dichtung in die Erscheinung gerufen, die ebenso glänzend war, wie sie rasch vorüberging. In den künstlerischen und dichterischen Denkmalen Italiens, Siziliens, Spaniens, Frankreichs haben diese Stämme ihre geistigen Blutspuren hinterlassen, wie sie in den Kämpfen mit den Oströmern, den Mauren, den Saracenen, den Päpsten, mit Karl V. und unter

der Guillotine ihr Blut verspritzten. Überall hingegen, wo die Sachsen und Friesen hindrangen, haben sie die germanische Gesellschaftsform durchgesetzt und eingebürgert, haben sie eine wirtschaftliche Kultur geschaffen und die fremden Rassen für diese Kultur, für ihre Sprache und Sitte gewonnen. Sie vermochten keine so grossen und glänzenden Thaten zu vollbringen, wie die skandinavischen Aristokraten, aber dafür legten sie einen gediegenen Grund und Boden für das germanische Wesen, das sie in ihrer nationalen Form über die ganze Erde auszubreiten und zum weltherrschenden zu machen verstanden.

Durch die starke sächsische Einwanderung ist Grossbritannien für das Germanentum gewonnen worden; wäre es, wie Irland, nur den Normannen anheim gefallen, dann dürfte es wohl ein „zweites Irland“ in Kultur und Charakter geblieben sein. Wäre andererseits Irland zur Zeit der Völkerwanderung von Sachsen statt von Normannen überflutet worden, dann dürfte es sich der Schwesterinsel würdig an die Seite gestellt haben. Die Thatsache, dass es den Engländern später nicht mehr gelang, Irland zu germanisieren, erklärt sich aus dem Umstande, dass auch sie als „Herren“, nämlich als Lords und Grossgrundbesitzer, und nicht mehr als „Bauern“ hinüber kamen — als „Engländer“, die bereits eine Kultur entwickelt hatten, und nicht als „Angelsachsen“, die erst eine solche schaffen sollten. Ein Volk wird nur dann für die Lebensform, für Sprache und Sitte eines anderen gewonnen, wenn es Blutmischung mit

diesem eingeht und als das stärkere sich das fremde Blut assimiliert. Dies aber haben die Engländer den verachteten, in anthropologischer Hinsicht tiefer stehenden Iren gegenüber verschmäht, und die Iren haben sich für die ihnen zugewiesene Pariastellung gerächt. Als eine Rasse, die, lange vor dem Einbruch der Angelsachsen, bereits eine Kultur erlebt hatte und unter der Decke und Verkleidung anthropologischer Rückbildung oder Rückständigkeit eine seelisch-geistige Verfeinerung verbarg, welche dem Engländer abgeht, begannen sie gegen das englische Wesen zu reagieren, gleichwie der heruntergekommene, verlumpte Sprössling eines alten, einst mächtigen Hauses, in dem noch ein Funke vom Geist und der Erinnerung an die ruhmvolle Vergangenheit seines Geschlechts lebendig geblieben, verächtlich auf den Emporkömmling sieht, der ihm in sozial-wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht überlegen ist. Sie stiessen das bäuerisch-rohe Engländertum, dem sie sich an Wesensfeinheit überlegen fühlten, ab. Die „keltische Tradition", die in ihnen lebendig geblieben, die Erinnerung an eine Periode der Grösse und Macht, die ihre Rasse erreicht hatte, bevor sie dem römischen und dem normännischen Ansturm erlag, und die um tausend Jahre vor die christliche Zeitrechnung gesetzt wird, so dass die wie die Ägypter und Hellenen auf Streitwagen fahrenden Kelten etwa die Zeitgenossen der trojanischen Krieger gewesen wären, liess die Iren sich stolz über die „germanischen Emporkömmlinge" erheben und voll Verachtung auf sie herabschauen. Und dieser Wider-

stand gegen die germanische Kolonisation und Kultur hat auch die übrigen altkeltischen Gebiete neuerdings angesteckt und einen gemeinkeltischen Geist erweckt — den Pankeltismus. Iren, Walen und schottische Hochländer besinnen sich wieder auf ihre gemeinsame Abstammung und leben sich aufgrund ihres neugewonnenen Selbstgefühls in einen Gegensatz zu den übrigen Engländern hinein, der, anfangs nur geistiger Natur, sich immer mehr ins Politische zuspitzt. In ein ähnliches Verhältnis wie Irland, Wales und Schottland zu England beginnt sich die Bretagne zu Frankreich, Biscaya zu Spanien zu stellen. In allen diesen Ländern wird mehr und mehr der Rassengegensatz, in dem sich ihre Bewohner zu den Völkern befinden, denen sie angegliedert sind und unter deren Herrschaft sie stehen, sowie das Gefühl der Stammverwandtschaft unter einander wiederum lebendig.

* * *

Das Menschengeschlecht lässt sich mit einem grossen Gewebe vergleichen, in dem gewisse Völker den Zettel bilden, während andere als Einschlag dienen, oder, anders gesprochen, dem die einen zum festen Halt und Stamm gereichen, indessen die anderen sich zur Belebung, Verzierung und Ornamentierung des Musters hindurchschlingen. Es bedarf keiner weiteren Begründung, dass unter den ersten die weisse, kaukasische, oder, spezieller, die arische Rasse zu verstehen ist, unter den letzten die gelbe, rote und schwarze Rasse. Gobineau giebt

im Sinne dieses Vergleichs ein schönes, treffendes Bild, indem er sagt: „Die beiden niederen Varietäten unserer Gattung, die schwarze und die gelbe Rasse, sind der grobe Grundstoff, die Baumwolle und die Wolle, welche die Nebenfamilien der weissen Rasse durch Untermischung ihrer Seide weicher machen, während die arische Gruppe ihre zarteren Fäden durch die veredelten Geschlechter schlingt und auf deren Oberfläche als blendendes Meisterwerk ihre silbernen und goldenen Arabesken anbringt.“ *)

Wir entnehmen aus diesem Bilde, dass, wie die Gross-Natur, das All, so auch die Menschen-Natur, das Menschengeschlecht, ein einheitliches, unlöslich ineinander verwobenes Ganzes darstellt, einen lebendigen Organismus, der sich aus sich selbst heraus unaufhörlich weiterwebt und in dem keiner der mannigfachen bunten Fäden fehlen könnte, ohne den grossen Zusammenhang zu stören. Die „Fäden“ sind die verschiedenen Blutarten, oder vielmehr Blutmischungen; denn, wie wir sahen, giebt es reines Rassenblut nirgends mehr, oder doch nur in so verschwindendem Masse, dass es nirgends mehr eine Rolle spielt und überall dem Untergang, oder, besser, Aufgang in dem grossen Blutmischungsgewebe geweiht erscheint. In diesem gelangt alles Menschenblut recht eigentlich erst wieder zu neuem Leben, indem es freilich nicht darin verschwindet

*) „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen.“ Deutsch von Ludwig Schemann. F. Frommanns Verlag, Stuttgart. IV, 291—292.

wie in einem Brei, sondern von einem jeweiligen Lebenszentrum und Sammelpunkt, wie von einem Ganglion und einer Kraftstation aus im Wechselaustausch mit anderen Zentren einen ewigen Strom und Gegenstrom erzeugt, der das Leben am „Leben“ erhält und zu immer gesteigerten Lebensformen emportreibt. Was Goethe von dem Gott-Natur-Gewebe sagt, das gilt auch von dem Menschen-Gewebe, als einem Teil von jenem:

So schauet mit bescheidenem Blick
Der ewigen Weberin Meisterstück,
Wie ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein hinüber herüber schiessen,
Die Fäden sich begegnend fliessen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt;
Das hat sie nicht zusammengebettelt,
Sie hat's von Ewigkeit angezettelt,
Damit der ewige Meistermann
Getrost den Einschlag werfen kann.

Verstehen wir unter dem „ewigen Meistermann“ das Kausalitätsgesetz, das die Verbindungen der unzähligen Fäden schlägt, die das natürliche Leben allerorten aus sich heraus dem Wesen seines Lebens gemäss unaufhörlich „angezettelt“, und das den Einschlag wirft, dann wird uns die Bedeutung und Tragweite der Blutmischung erst recht klar werden, nämlich, dass es ohne sie kein „Leben“ gäbe, kein Leben, das sich nach dem Prinzip des Gegensatzes und Widerspruchs über sich hinaus zu steigern vermöchte — keine Entwickelung.

Das europäische Rassengewebe ist das nächstliegende und übersichtlichste für uns. In Europa,

als der Kulturzentrale der Welt, ist wohl schon alles Blut zusammengeflossen, oder strömt doch unaufhörlich zusammen, das die Menschheit allerorten belebt, vom Mongolen- bis zum Indianer- und Negerblut. Europa ist das grosse Becken, in dem sich die Blutmischung der Menschheit vollzieht, aus dem neue Rassenprägungen und Formationen, gesteigerte Ganglienknoten des Menschengeschlechts hervorgehen und das Gehirn desselben sich bildet und stetig wächst. Die Überflutung mit allem möglichen Blut hat den Kern und Grundstock der europäischen Rasse — wenn man von einer solchen an und für sich reden darf —, die ihr Rückgrat im Germanentum besitzt, wohl zeitweilig bedroht und bedroht ihn noch fort und fort, vermochte ihn aber dennoch nicht zu ersticken.

Gobineau war der erste, der diese Befürchtung, dass Europa an einer Blutüberfüllung noch einmal zu Grunde gehen werde, ausgesprochen und in dem grandiosen pessimistischen Gemälde seines Werkes über die Ungleichheit der Menschenrassen veranschaulicht hat*). Wir können diese Befürchtung nicht teilen, wenigstens nicht in dem gleichen Grade. Der germanische oder germanisierende Charakter der Europäer hat sich unter allen Vermischungen mit semitischem und mongolischem Blut bisher behauptet, die immer nur gewissermassen seine äussere Erscheinung zu beeinflussen, nicht seinen

*) Essai sur l'inégalité des races humaines. Vgl. Anmerkung S. 74.

inneren Kern anzugreifen vermochten. Blutmischung kann als ein engeres Milieu angesehen werden, welches in ähnlichem Sinne gestaltend auf den ethnischen Charakter eines Volkes zu wirken vermag, wie das eigentliche Natur-Milieu. Wir möchten das Verhältnis des fremdrassigen Blutes zum germanischen in Europa mit dem des Mephistopheles zum Faust vergleichen: jenes trat gleichsam als „Versucher" an dieses heran, aber zugleich als „Führer" durch das Kulturleben, wie denn ja „Faust" das Schicksal der germanischen und spezifisch deutschen Natur unter allen Lebensverhältnissen und Beziehungen symbolisiert und personifiziert — ihre Lebenstragik. Aber Faust weiss sich dem Mephistopheles gegenüber in seiner innersten Natur zu behaupten: er will etwas ganz Anderes, als wozu dieser ihn haben möchte; er sucht in allen Erlebnissen, durch welche Mephistopheles ihn am Gängelband seiner Sinnlichkeit zu sich hinüberzuziehen unternimmt, etwas Anderes, Höheres, von diesem Ungeahntes, und so sinkt Mephistopheles allmählich zum Werkzeug und Diener des Menschengewaltigen herab und muss dessen höheren Zwecken obliegen. Entsprechend lässt sich sagen, dass die germanische Natur über die kulturell überlegenen Keltoromanen, welche ihr die Kultur vermittelt hatten samt allen Reizungen und Lockungen, und sie damit am Bande ihrer Sinnlichkeit festzuhalten und zu beherrschen gewusst, doch allmählich wieder Herr geworden über die fremdrassigen Geister und diese in die Rolle der dienenden zurückverwiesen hat. Die Reformation war eine solche Befreiungsthat der

germanischen Faust-Natur, und in Allem, was der protestantische Geist, auf dem das ganze moderne Kulturleben beruht, in der Folge gewirkt, hat er im tiefsten Grunde — wie die Naturkräfte, so die menschlichen Leidenschaften — nur zu Mitteln und Werkzeugen höherer Lebensgestaltung und Lebenserkenntnis, freieren, reineren, harmonischeren Seins gestempelt. Die germanische Natur ist des Kultur-Milieus, mit dem sie der keltoromanische Geist umsponnen, Herr geworden unter schweren Einbussen freilich, unter gewaltigem Kräfte- und Blutverlust an das keltoromanische Wesen und seine Kultur. Wenn man diesen Verlust aber wiederum vom Gesichtspunkt der Zuchtwahl und Auslese betrachten darf, dann wird er, den Opfern gleich, welche ein herbes Milieu vom Nachwuchs des Volkes einfordert, sich nach der anderen Seite hin als ein Gewinn erweisen. Dem Kultur- wie dem Natur-Moloch werden die schwächlicheren, weniger widerstandsfähigen Elemente zunächst verfallen, während die kräftigeren sich ihm zu entwinden, das heisst die schädlichen, verderblichen Einflüsse des Kulturlebens zu verwinden vermögen*). Das Kultur-Milieu wirkt mithin so gut im Sinne einer Auslese, wie das Natur-Milieu, und das keltoromanische Kultur-Milieu hat in diesem Sinne auf

*) Diese Auffassung steht nicht im Widerspruch mit dem was wir im Vorigen sagten, dass die sozialen Institutionen die „schwächlicheren" Individuen aufbewahrten, welche unter dem Odem der Gross-Natur zugrunde gegangen wären. Es ist eine Auslese anderer — geistiger — Art, die das Kultur-Milieu zeitigt. D. V.

die germanische Rasse in hohem Grade gewirkt, indem es die dumpferen Individuen verschlungen und ausgemerzt, die geistiger veranlagten, intelligenteren, thatkräftigeren, rüstigeren übrig gelassen. Diese Auslese vollzog sich demgemäss gleichfalls auf dem Wege und in der Richtung der höheren seelischen Veranlagung, und Alles, was die protestantische Welt der katholischen an überlegenen sittlichen Kräften und schöpferischen Energieen entgegenzustellen hat, darf mit gewissem Recht auf diese keltoromanisch-kulturelle Zuchtwahl und Auslese zurückgeführt werden, die sich zunächst in Form einer Scheidung der Geister manifestierte, um in der Folge als entwickelungsfähiges (protestantisches) Prinzip, welches die vorwärts- und aufstrebenden Geister an sich zog, das stagnierende (katholische), an welches sich die rückständigen und absterbenden Elemente klammerten, kulturell zu überflügeln.

Wir haben damit die Erkenntnis wiederum eines neuen engeren Milieus gewonnen. Jede Weltanschauung, jede Religion bezw. Konfession ist ein Milieu, in welchem eine Gemeinschaft von gleich oder ähnlich gestimmten Menschen lebt und webt, und im letzten Grunde ist selbst jede „Individualität“ ein solches, welche das Individuum als seine Lebensluft umschliesst, in der allein es atmen kann und vermittelst derer es auf seine Umgebung wirkt. Wenn man sagt, es gebe so viele Weltanschauungen als denkende Menschen vorhanden, so heisst das in Wahrheit nichts Anderes, als: es giebt so viele Arten von „Milieu“ als denkende und empfindende Menschen.

Jedes Individuum wie jede Menschengemeinschaft, jedes Volk, jede Rasse hat ihr eigenes — geistiges — Milieu, das sie mit sich umherträgt, wie die Schnecke ihr Haus, und jeder Umgebung als ihren Kulturcharakter aufprägt. Eine protestantische Stadt besitzt ein anderes geistiges Milieu, als eine katholische, unter dessen Einfluss und Bann auch die Katholiken einer solchen Stadt stehen, so dass man sie als „andere" ansprechen darf, denn die einer rein katholischen Stadt; eine künstlerische ein anderes, als eine handeltreibende. Doch das sind nur sehr grobe Unterscheidungen. Jede Schule, jede Richtung, jede Erziehungsmethode bildet ein Milieu für sich, welches mit unsichtbaren Händen an denen unaufhaltsam modelt, die seinem Einfluss unterstehen, bezw. in den engeren und — je feingeistiger und wählerischer sein Charakter ist — immer enger werdenden Milieu-Kreis eingeschlossen sind. Von zahllosen solcher Kreise sind wir umgeben, die gleichsam eine Kegelpyramide bilden, deren Basis das breite Natur-Milieu, der Grund und Boden, auf dem das Volk als Ganzes wohnt, und deren Spitze die höchste Individualität dieses Volkes — sagen wir ein Goethe oder Shakespeare — ist, welche seinen Gipfelpunkt bildet und in seinen Himmel weist.

* * *

Ziehen wir nun die Rassen in Betracht, welche der Bevölkerung Europas ihren gegenwärtigen Charakter verliehen und das grossartig-gewaltige Milieu

der europäischen Kultur und Zivilisation in ihrem einheitlichen Grundwesen hervorgerufen haben, die zum ausschlaggebenden Faktor in der Weltgeschichte und Menschenentwickelung für alle Zeiten geworden ist.

Den Grundstock der Bevölkerung dieser westasiatischen Halbinsel bildet — darüber sind die Anthropologen einig — wie erwähnt, ein mongolisches Element, das als erstes kulturfähiges Menschengeschlecht den Grund und Boden Europas besiedelt hat. Wir müssen hier absehen von der affenartigen (pithekoiden) Rasse, welche der mongolischen vorausgegangen war und für deren Existenz auf unserem Kontinent nicht allein der Schädelfund im Neanderthal*) und viele andere derartige Funde sprechen, sondern selbst noch lebende Reste, bezw. Abkömmlinge, die an solchen Ursprung erinnern, worüber wir das Nötige im Vorstehenden gesagt haben**). Es kann sich hier nur darum handeln, dem Rassenblut auf die Spur zu kommen, das in den Adern der heutigen Europäer noch lebendig fliesst und als lebengestaltende, kulturgeschichtliche Macht mit thätig ist. Diesem hat das mongolische Grundelement sein Stigma verliehen und damit eine unverkennbare, unverwischbare Linie in seinen Charakter gezeichnet, die sich beim Kelten so gut wie beim Slawen, beim Romanen wie beim Germanen gleichermassen bekundet. Der ganze europäische Erdteil, soweit er vom Eise frei geblieben

*) Vgl. S. 30 ff.
**) Ebenda.

oder sobald er von diesem wieder frei geworden, muss von ihm überzogen gewesen sein, denn wir begegnen den Spuren und Ästen dieses mongolischen Elements sowohl im äussersten Norden Finnlands und Skandinaviens, als im äussersten Süden und Westen — in Italien, Spanien und Irland. Das Erscheinen der Lappen und Finnen auf unserem Kontinent darf als gleichzeitig mit dem der Iberer (Etrusker, Ligurer, Basken) angenommen, bezw. alle diese Völkerschaften können als Abzweigungen und Verzweigungen des mongolischen Grundelements in Europa erachtet werden. Nur die südlichsten Zweige des letzten haben es indessen zu einer Kulturentwickelung gebracht — Etrusker und Iberer — und sie sind die ersten Lehrmeister aller nach ihnen gekommenen Rassen und Völker geworden, welche unseren Erdteil nacheinander überfluteten, und haben den Grund zu der spezifisch europäischen Kultur und Zivilisation gelegt.

Was für die Kultur des südwestasiatischen Kontinents die Hamiten, das bedeuten für die südwesteuropäische die Mongolen; wozu jene in Mesopotamien, haben diese in Italien und Spanien den Grund gelegt. Die Hamiten schufen Babylon und Ninive, sie drangen — semitisiert — als Syrer und Phönizier an die Ostküste des Mittelmeers, sie umspannten dessen Küsten in der Folge von ihrer afrikanischen Kolonie Karthago aus als welt- und meerbeherrschende Macht: ihr Kulturkreis erstreckte sich über Sizilien und Spanien, und berührte sich dort wie in Italien mit dem iberisch-etruskischen,

von Grund aus von ihm verschiedenen. Die assyrischen Hamiten hatten dem Perserreich den Boden bereitet; sie wurden die späteren Lehrmeister der arischen Meder und Perser in der Kultur, die nacheinander als die Erben ihrer alternden Zivilisation erschienen. Auch die ersten kulturellen Gründungen in Griechenland, von denen die hellenische Sage berichtet, wie z. B. die des Kekrops, dürften hamitischen Ursprungs gewesen sein. Hellas gehört in diesem Sinne zu dem hamitischen Kulturkreis, wie Rom zu dem etruskisch-iberischen: beide grundverschiedenen Wesens und Ursprungs. Rom war eine etruskisch-tyrrhenische Kolonie am linken Tiber-Ufer, wie Karthago eine hamitische auf afrikanischem Boden, und es hat diesen seinen ursprünglichen Charakter im ganzen Verlaufe seiner Entwickelung nicht verleugnen können. Beide Male, in Karthago wie in Rom, waren es vertriebene Adelsgeschlechter, welche den Grund zur Stadt legten, hier wie dort durch eine demokratisch-liberale Bewegung aus ihrer Herrenstellung verdrängt*). Auch die spätere „Sabinisierung“ Roms konnte an seinem etruskischen Grundcharakter nichts Wesentliches ändern: etruskisch blieb die heilige, die Priestersprache, so lange Rom „Rom“ war, etruskisch die Sitten und Gebräuche, etruskisch der ganze Lebensgeist der Stadt. Die Etrusker hatten

*) Gobineau hat die Entstehung und den Charakter der römischen Bevölkerung in diesem Sinne meisterhaft geschildert, und der betreffende Teil macht den besten seines Rassenwerkes aus. D. V.

die erste Kultur in das Land gebracht, und die sabinischen Geschlechter, welche sich nach der Vertreibung der Tarquinier in Rom ansiedelten, konnten und mussten dieselbe nur annehmen, da sie ihr keine gleichwertige entgegenzustellen hatten. Der auffallend nüchterne Charakter des Römers, sein praktischer Sinn und Verstand, das war sein etruskisches Erbe. Genie und Thatkraft hingegen, seine in die Weite strebenden grossen Gesichtspunkte, seine grosszügige Politik hatte er aus dem arischen Blute überkommen, das die keltischen Stämme der Sabiner, Sabeller, Osker, Samniter u. a. nach Rom gesteuert.

Es war somit eine glückliche Blutmischung, die sich da in der etruskischen Kolonie an dem öden linken Tiber-Ufer vollzog, eine glücklichere als in Hellas, wo das leidenschaftliche semitisch-hamitische Blut die gemessene arische Natur in ihren Tiefen aufrührte und zerriss, zwar beflügelte, aber zu einem Ikarusflug verführte. Hellas und Rom bedeuten dergestalt die Abenteuer des arischen Blutes unter verschiedenartigen Rassenverhältnissen, und ihre Geschichte ist die Tragödie desselben, sein Lebens- und Todeskampf mit fremden Blutarten, sein jeweiliges Schicksal.

* * *

Über den mongolischen Grundstock der europäischen Bevölkerung hatten sich keltische Stämme gesetzt. Sie waren von Nordosten auf das mongo-

lische Element gestossen und drängten dieses, so weit es sich nicht unterwarf oder in die Gebirge floh, nach Westen, und zumal nach Südwesten vor sich her. Der Stammsitz dieser Erstlinge der Arier wurde das mittlere und obere Donaugebiet, von wo sie sich nördlich bis an das deutsche Mittelgebirge ausbreiteten, südlich die Alpen überzogen und die Etrusker zurückdrängten, deren Stamm ursprünglich bis ins Herz derselben reichte, westlich Gallien überfluteten und die Reste der Iberer zum Teil nach Britannien und Irland, zum Teil nach Spanien warfen. Von den Iberern hatten die westeuropäischen Kelten (Gallier) die Anfänge der Kultur überkommen, wie ihre nach der apenninischen Halbinsel gezogenen Stammesgenossen von den allerdings unvergleichlich fortgeschritteneren Etruskern. Ihre späteren Lehrmeister und Herren wurden die Römer, welche, wie wir gesehen, das Blut beider Rassen in glücklichem Mischungsverhältnis in sich vereinigten, und durch die fernere Machtentfaltung des römischen Reiches geriet Europa in den Bann dieser — keltomongolischen — Blutmischung. Rom war der unüberwindliche Damm gegen die hamosemitische (mesopotamische) Machtentfaltung, welche selbst die hellenischen Arier in ihren Bannkreis gezogen hatte, und seiner unwiderstehlichen Ausbreitung hat Europa es allein zu danken, dass es seinen eigentümlichen überlegenen Charakter, seine überwiegende Vernunft und praktische Klugheit gewann.

Gobineau glaubt die Frage, was geschehen sein würde, wenn die Karthager, anstatt vor Roms Glück-

stern zu erliegen, die Herren Italiens geworden wären, folgendermassen lösen zu können. „Insofern sie dem phönizischen Stamme angehörten," meint er, „einem Stamme, der an politischen Tugenden den Rassen, aus welchen Scipios Soldaten hervorgingen, nachstand, hätte der entgegengesetzte Ausgang der Schlacht von Zama nichts an ihrem Geschick ändern können. Einen Tag glücklich, würde sie der nächste unter einem Vergeltungsschlage haben dahinsinken sehen; oder aber auch, sie wären in Folge des Sieges vom italischen Element aufgezehrt, wie sie es infolge der Niederlage wurden, und das Endresultat würde ganz genau dasselbe gewesen sein. Das Schicksal der Zivilisation vollzieht sich nicht aufs Geratewohl, es hängt nicht von einem Wurfe ab; das Schwert tötet nur Menschen; und die kriegerischsten, furchtbarsten, siegreichsten Nationen haben, wenn sie in Herz, Kopf und Hand nur Tapferkeit, strategische Kenntnisse und kriegerische Erfolge, ohne sonstige überlegene Naturanlage, für sich hatten, niemals ein schöneres Ziel erreicht, als von ihren Besiegten zu lernen — und es schlecht zu lernen —, wie man in Frieden lebt*)." Gleichviel; der Hamosemitismus möchte in diesem Fall an einem anderen arischen Stamm später seinen Meister gefunden haben. Aber ob Europa dann seinen gegenwärtigen überlegen-vernünftigen Charakter erhalten hätte, der alle Klippen orientalischer Phantastik siegreich zu umschiffen ver-

*) A. a. O. I, 44—45.

mag, ist eine andere Frage. Jedenfalls verhinderte Rom die Überflutung Europas mit diesem Geiste, als er auf der Höhe seiner Macht und Ausdehnungsfähigkeit stand und legte den Grund zu der späteren spezifisch europäischen Kultur, welche in der modernen Technik und Industrie wie in der exakten Wissenschaft und Forschung ihren prägnantesten Ausdruck gefunden hat. Freilich, um diese Entwickelung zu vollziehen, musste das germanische Element zu der keltomongolischen Mischung hinzutreten, dessen Charakteristikum wir in einem dem Altertum unbekannten Wagemut und einer von ihm verpönten Ruchlosigkeit (Pietätlosigkeit) erblicken. Die Keltoromanen — um mit diesem Ausdruck die Mischung zu bezeichnen, welche aus dem späteren römischen Reiche hervorging — wurden die Lehrmeister der germanischen Völker in der Kultur, aber die Schüler trugen einen neuen Geist und neues Leben in diese hinein, wodurch sie — die christianisierte romanische Kultur — aus einer bloss politisch-kulturell überlegenen zu einer geistig-weltbeherrschenden Macht wurde, welche die Naturkräfte in ihren Dienst zwang und mit ihrer Hilfe die ganze Erde umspannte. Der orientalische (semitische) Geist durchdrang zwar in der Folge das römische Reich und überwältigte das kaiserliche Rom; er brachte in der Gestalt des katholischen Kirchenchristentums ganz Europa in seinen Bannkreis. Allein es mochte ihm nicht gelingen, die gesunde, nüchterne Vernunft und den kühlen ruhigen Sinn des Europäers, der aller Phantastik siegreich widerstand, auf die Dauer zu

überwältigen; und diese Starkgeistigkeit hat er aus dem Rückhalt an dem „Rom“ ablösenden und beerbenden Germanismus gewonnen.

* * *

Bei diesem knappen Überblick über die Rassenverhältnisse Europas haben wir bisher eine Rasse ganz aus dem Spiel gelassen, die zwar keine politische Rolle erlangt, aber eine grosse kulturgeschichtliche Bedeutung hat. Es ist schwer, dieser Rasse einen bezeichnenden Namen zu geben; Ursprung und Herkommen ist völlig in Dunkel gehüllt. Sie bildet keine einheitlich zusammenhängende Masse, wie die Kelten und Germanen, sondern findet sich über den ganzen Südwesten und Westen Europas, von der ligurischen Küste bis nach Britannien und Irland zerstreut. Weder einer der arischen Völkerschaften, noch dem mongolischen Grundbestand Europas lässt sie sich im vollen Sinne angliedern, wiewohl sie von beiden Etwas, von diesem die untersetzte Gestalt, von jenen die Schädelform aufweist. Man pflegt sie als die mittelländische Rasse zu bezeichnen und in ihrer Umgebung völlig isoliert auftreten zu lassen. „In Deutschland,“ sagt Otto Ammon, „haben wir es nur mit der ersteren dieser ‚keltischen‘ Rassen*) zu thun, mit der dunklen rundköpfigen, in England mit der anderen, der dunklen langköpfigen, beide Male in Mischung mit der hellen grossen lang-

*) Er unterscheidet deren zwei.

köpfigen Rasse, dem Homo Europaeus, den Ariern oder hier Germanen. In Süd-Italien stossen wir fast ausschliesslich auf die kleine mittelländische Rasse (Mediterraneus), in Spanien ebenfalls, in Frankreich aber finden wir beide, neben Homo Europaeus, also drei Rassen, und dies begründet Alles sehr bedeutsame Unterschiede in der Zusammensetzung der heutigen Völker, denn wie der Wuchs und die Kopfform, so sind auch die Rasseninstinkte der beiden dunklen Rassen von einander verschieden, und es sind darum französische Kelten der Bretagne oder des Innern, die zu den Rundköpfen gehören, nicht mit den langköpfigen englischen Kelten zusammenzuwerfen*)."

Das unterscheidende, und bei ihrer sonstigen Körperbeschaffenheit auffallendste Merkmal der mittelländischen Rasse ist ihre Dolichokephalie: der Langschädel mit dem stark ausladenden Hinterhaupt. Langköpfigkeit pflegt in der Regel mit hoher Statur, wie Rundköpfigkeit mit untersetzter verbunden zu sein. Jene ist das Charakteristikum der Arier, speziell der Germanen, diese das der Mongolen. Langköpfig sind übrigens auch die Negerrassen, gleichfalls mit stark ausladendem Hinterhaupt, das wiederum den Ariern in diesem Masse fehlt, wofür die hohe Stirnbildung eintritt. Die mittelländische Rasse erscheint nun gleichwie eine Zwischenstufe zwischen Europäer und Afrikaner, nordischem und südlichem Langkopf, dessen Verbindungsglieder

*) Zentralblatt für Anthropologie. Nr. 5, 1900.

nach beiden Seiten abgebrochen erscheinen, bezw. zu Grunde gegangen sind. Ihre Entstehung wird von Otto Ammon u. A. solchermassen erklärt, dass die eintretende Eiszeit den langköpfigen arischen Urtypus in einen südlichen und einen nördlichen Zweig gespalten: jener sei von ihr verschont geblieben, während dieser, als Renntierjäger nach Norden geworfen, unter harter natürlicher Zuchtwahl die hohe Gestalt und kraftvolle Körperbildung erlangt habe. Wie dem nun sein mag — wir haben unsere Ansicht über die zuchtwählerische Wirkung der verschiedenen Vereisungsperioden im Vorigen eingehend dargelegt und schieben diese wiederholte Betrachtung nur hier ein, um auch die somatischen Merkmale der Rassen zu ihrem Rechte kommen zu lassen, welche der sinnliche Ausdruck ihrer seelischen Veranlagung sind. Wir bemerken zu der mittelländischen Rasse, dass sie die höchststehende von allen Völkerschaften südlich der Alpen in vorhistorischer Zeit war und — als eine Abzweigung der Ur-Kelten in Europa, die wir in ihr erkennen — im Bunde mit dem etruskischen Element den Grund zu der römischen Kultur gelegt hat. Ihr arisches Rassenmerkmal, die Langköpfigkeit, haben die Römer zweifellos aus dieser Quelle, wie ihre gedrungene, untersetzte Gestalt von den Etruskern. Es will scheinen, als ob die mittelländische oder ligurische Rasse sich von der Vermischung mit dem mongolischen Grundelement merkwürdig rein gehalten habe, dass ein starkes Rassengefühl sie beseelte, das den übrigen Kelten abgegangen zu sein scheint. Diese erlagen der Kreuzung mit den von

ihnen unterworfenen Iberern und büssten darüber ihr arisches Charakteristikum — die Langköpfigkeit und lichte Komplexion — ein, so dass sie, wie die Gallier, schon bei ihrem Eintritt in das römische Reich als mittel- oder rundköpfig angesprochen werden müssen und von Cäsar und Tacitus als grundverschieden von den Germanen geschildert werden. Auch die mittelländische Rasse — so wollen wir nicht zu bemerken unterlassen — ist übrigens von dunkler Komplexion, bräunlicher oder olivenfarbener Haut und hat einzig die Schädelform mit der arischen gemein.

* * *

Wir haben unsere Betrachtung hiermit auf ein drittes Gebiet hinübergeleitet, auf das der Blutmischung, welche neben der höheren seelischen Veranlagung der Rasse und der zuchtwählerischen natürlichen Auslese durch das Milieu als drittes Moment bei der Kulturbefähigung und Kulturentwickelung eines Volkes mitspricht.

So lange ein Volk nur den beiden ersten Momenten untersteht, befindet es sich gewissermassen noch in der Vorschule der Kultur. Es gelangt über die Anfangsgründe derselben, über die primitivsten Gesellschaftsformen und die Lebensweise der Wilden nicht hinaus. Die Germanen waren gewiss ein für das Kulturleben im höchsten Grade befähigtes Volk — das bewiesen sie, so oft und so viele ihrer in die römische Kulturwelt eintraten, in die sie sich mit erstaunlicher Schnelligkeit einlebten und deren führen-

der Stellen sie sich zu bemächtigen wussten. Aber bevor sie mit den Römern in Berührung kamen, hatten auch die begabtesten Stämme unter ihnen, wie die Goten, keine höhere Gesellschaftsform, kein Staatswesen mit höheren Kulturansprüchen von sich aus zu entwickeln vermocht. Kein Naturvolk kann für die Kultur eines anderen, für das Kulturleben überhaupt Interesse gewinnen, wenn ihm dieses nicht mit dem Blute des Kulturvolks gewissermassen eingeimpft worden. Blutmischung bringt überall erst Bewegung in die rohen Barbarenmassen und zeitigt das Erwachen der Seele des Volkes, gleichwie der Eintritt der Geschlechtsreife und der erste Geschlechtsakt das Erwachen der Seele beim Einzelindividuum. In der That, die Blutmischung lässt sich mit der Befruchtung vergleichen, und einem Naturvolk, das noch in seiner Rassenreinheit besteht, der jungfräuliche Charakter zusprechen.

Die Anthropologen der neueren Zeit kommen in der Auffassung überein, dass die Kulturvölker im Laufe ihrer Entwickelung durch allmähliche Vermischung mit fremden Rassen, insbesondere mit den Eingeborenen der Länder, über welche sie sich als Herren gesetzt, zu Grunde zu gehen pflegen. Überall — wie in Griechenland und Rom — schlage das unterworfene oder eingedrungene minderwertige Element schliesslich unfehlbar durch und gewinne die Oberhand, überall erliege die durch die äusseren Kriege, deren hauptsächlicher Träger sie ist, gelichtete herrschende Kaste in den inneren politischen Kämpfen und verschwinde in der angestammten Bevölkerung,

womit der unaufhaltsame Verfall des betreffenden Staatswesens Hand in Hand gehe.

Gobineau hat als Erster diese Auffassung in seinem Rassen-Werke*) vertreten; Lapouge hat sie später wissenschaftlich begründet und auf ein allgemeines ethnologisches Gesetz vom Leben und Sterben der Völker gebracht in seinen „Sélections sociales“. Der deutsche Historiker Otto Seeck und der Anthropologe Otto Ammon haben, jener in seiner „Geschichte des Unterganges der antiken Welt“, dieser in den Schriften „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen“ und „Die natürliche Auslese beim Menschen“ die Kastenbildung als das rassentrennende und rassenerhaltende Element hingestellt, und den Verfall jeder Kultur als die Folge der Kastenauflösung, der Vermischung und Verschlechterung der herrschenden Rasse bezeichnet.

Eine so grosse Wahrheit in dieser Auffassungsweise liegt, eine ebenso grosse Einseitigkeit verrät sie. Es ist zunächst ein Irrtum, dass die arischen Völker, auf deren Kulturentwickelung sich die Theorie der genannten Forscher in der Hauptsache stützt, ihre Kulturen allein aus sich heraus erzeugt hätten und durch die Vermischung mit anderen Rassen nur zu Grunde gerichtet worden seien. Keine Rasse ist jemals im Stande gewesen ohne einen gewissen Zusatz fremden Blutes eine Kultur zu schaffen. Alle Kulturen, welche die Welt bisher gesehen hat, bauen sich aus einer Blut-

*) Vgl. Anmerkung S. 74.

mischung auf: sie sind aus der Befruchtung einer Rasse durch eine andere entstanden. Die Hellenen wurden von den seefahrenden Phöniziern, welche auf der Suche nach der Purpurmuschel an die Küsten Griechenlands gelangten und dort Faktoreien gründeten, aus ihrem Naturzustande geweckt. An den Handelsplätzen vollzog sich eine phönizisch-hellenische Blutmischung, aus der die bedeutendsten, regsamsten Griechenstädte, wie Korinth und Athen, erwuchsen, welche sich durch ihren ganzen Charakter, durch die leichtlebigere, sinnlichere Natur der Bevölkerung wesentlich von den Binnenstädten unterschieden, insbesondere von denen der rassenreineren, ernsthaften Dorier. Der naturelle und politische Gegensatz zwischen Sparta und Athen, der die ganze Geschichte der alten Griechen durchzieht und im Grunde ihren wesentlichen Inhalt bildet, dürfte entschieden auf einem feinen Rassenunterschied beruhen: der lebhaftere, beweglichere Geist der Athener ist mit Sicherheit auf einen — wenn auch noch so feinen — Zusatz semitischen Blutes zurückzuführen. Die Römer hingegen sind durch die Griechen aus ihrer natürlichen Starrheit und soldatischen Steifheit gelöst und zur höheren Kulturentwickelung in Kunst und Dichtung befruchtet worden, die, so weit sie nicht bloss impotente Nachahmung der hellenischen war, aus einer griechisch-römischen Blutmischung entsprang. Der grösste Lyriker der Römer, Horaz, stammte aus Gross-Griechenland und ist gewissermassen als der kunstgeistige Blutzeuge dieser Rassenkreuzung zu betrachten.

Auf entsprechende Weise ist jedes Volk nicht nur geistig, sondern zugleich physiologisch durch ein anderes befruchtet worden, und dieser Umstand war überall der ausschlaggebende für seine Bestimmung und Befähigung zu einer originalen höheren Kultur. Durch die Römer sind die Kelten, durch diese, bezw. die Keltoromanen, die Germanen zur Kulturerzeugung „gereizt“ worden. Dieser „Reiz zur Kultur“ bestand überall gewissermassen in einer Injektion fremden Kulturblutes in den Naturleib einer ursprünglichen Rasse. Nachweislich sind in jedem Staat die Landesteile mit untermischter Bevölkerung zuerst in die Kulturentwickelung eingetreten und haben die höchste Kulturblüte gezeitigt, während diejenigen mit rassereiner Bevölkerung zurück- oder völlig indifferent geblieben sind. Es ist bezeichnend, dass es nicht immer die an ein Kulturland angrenzenden Teile eines Naturvolkes sind, welche als die Ersten von der Kulturbildung ergriffen werden. So sind in Deutschland zwar die Rheinlande als die an keltoromanischen und germanischen Elementen am Meisten untermischten zunächst kulturell aufgeblüht und der Hort der deutschen Kultur im ganzen Mittelalter gewesen. Andere an das keltoromanische Kulturgebiet angrenzende Teile hingegen blieben regungslos, aus dem einfachen Grunde, weil ihre Bevölkerung zu reinrassig, zu reingermanisch und infolge dessen zu eintönig war. So Ostfriesland, während die mit Batavern untermischten Westfriesen in Holland ein reges Kulturleben entwickelten. Die Ostfriesen haben nie den Drang zu einem solchen verspürt, weil der

Reiz dazu in dem erforderlichen Zusatz fremden Blutes fehlte. Mitteldeutschland wiederum, das rauhe, von Ost nach West das Reich durchziehende Thüringer Waldgebirge, hat eine merkwürdig bewegliche und geistig regsame Bevölkerung erhalten: denn hier stiessen von Osten die Slawen und von Westen die Kelten mit den Germanen zusammen. Die Thüringer stellen eine slawo-kelto-germanische Mischung dar, die glücklichste, welche Deutschland aufzuweisen hat. Zweimal im Laufe unserer Kulturentwickelung ist Thüringen der Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens gewesen, unter dem Landgrafen Hermann und dem Herzog Carl August, und Obersachsen war seit dem Ausgang des Mittelalters der Sitz der deutschen Intelligenz.

Die Erklärung einer Kultur allein aus der Rassenhaftigkeit eines Volkes erscheint daher völlig unzulänglich, und wir können es nicht gelten lassen, wenn Lapouge z. B. sagt: „Eine Hand voll Menschen von mächtiger Begabung (Arier) kam nach Griechenland, und dies genügte, um dort die glänzendste Kultur zu entwickeln, die das Altertum kennt.“*) Freilich hätte die griechische Kultur ohne die Niederlassung dieser Arier am insel- und buchtenreichen ägäischen Meer nie entstehen können. Sie

---

*) Diese sowie die folgenden Stellen sind nach der Übersetzung zitiert, die O. Ammon von dem Aufsatz aus der Revue internationale de Sociologie (1894) in seiner „Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen“ (Jena, Gustav Fischer) gegeben hat. D. V.

waren ohne Zweifel die Erzeuger, die Eigner dieser Kultur. Aber es genügte keineswegs die blosse Thatsache, dass sie dorthin kamen, um diese in die Erscheinung zu rufen. Etwa tausend Jahre, nach der heutigen Berechnung, haben die Hellenen im alten Hellas als Naturvolk gelebt, ohne den Drang zur Kulturentwickelung in sich zu verspüren. Sie wurden zu dieser, wie bereits bemerkt, erst durch den Verkehr mit den Phöniziern und die Befruchtung mit fremdem Blut erweckt. Dies war der andere wesentliche Umstand, der hinzukommen musste, um die herrliche Blüte des Griechentums zu ermöglichen. Wie kein Mensch entstehen kann ohne die Befruchtung eines weiblichen Prinzips durch ein männliches, so keine Kultur ohne die wechselseitige zweier gegensätzlichen Rassen. Weder die günstige geographische Lage, noch die Ansässigkeit eines rassetüchtigen Volkes in einer solchen reichen aus zur Erklärung der Kulturen, welche an den Ufern der Levante, des ägäischen Meeres, der apenninischen, pyrenäischen Halbinsel, der grossbritannischen Küste erwuchsen. An allen diesen Orten hat sich eine zugewanderte oder erobernd eingedrungene Rasse über eine angestammte, einheimische gesetzt, und erst infolge dieser Thatsache, infolge einer gewissen Blutmischung, welche einen ethnologischen Gärungsprozess einleitete, der sich in Kastenbildungen, in Kämpfen der Herrengeschlechter mit der demokratischen Masse kund gab, wie wir dies in allen Städten des mittelländischen Meeres durch das ganze Altertum verfolgen können, begann das Kulturleben

sich zu regen. Wie ein Blutgegensatz überall das entscheidende, treibende Motiv für die Kulturentwickelung war, so sind freilich alle Kulturen schliesslich an ihm wieder zu Grunde gegangen. So lange die alten Geschlechter das Heft in der Hand behielten, dauerte die Blütezeit der Kultur; sobald das angestammte, demokratische Blut die Oberhand gewann, begann der Verfall. Ein gut balanciertes Spannungsverhältnis dieser beiden Faktoren ist der einzig fruchtbare Nährboden jeder höheren Kulturentwickelung.

„Die grosse Bedeutung der Rasse wird meistens übersehen," sagt Lapouge; „man will Alles durch die geographische Lage und andere äussere Einflüsse erklären. So die Macht der Phönizier, der Portugiesen, der Holländer, der Engländer. Sicherlich sind diese Handelsvölker durch das Meer gefördert worden, aber wie viele Völker haben ebenso gute Plätze inne gehabt, ohne sich zu solcher Höhe erheben zu können?" Lapouge begegnet mit diesen Worten einer Einseitigkeit der älteren Anthropologen, die Alles aus der geographischen Lage erklären wollten, aber er merkt nicht, dass er sich selber einer anderen Einseitigkeit schuldig macht, indem er Alles allein aus der Rasse, aus der Rassenhaftigkeit eines Volkes zu erklären sucht, das in eine günstige geographische Lage gekommen. Es ist ein Leichtes, diese Einseitigkeit in ein helles Licht zu stellen. Man braucht nur die Kultur Englands ins Auge zu fassen, auf welches Lapouge unausgesetzt hinweist, um seine Theorie zu stützen. „Man nehme nur an," sagt er, „dass eine

Landplage ohne Gleichen an einem Tage alles zerstöre, was das vereinigte Königreich an normannischen, sächsischen oder dänischen Elementen besitzt. Es ist wahrscheinlich, dass der Umsturz plötzlich und unwiderruflich wäre . . .“ Sehr wahr! Aber die englische Kultur beruht nicht nur auf diesen Elementen, sondern auf ihrer Mischung mit dem keltischen Grundstock der Bevölkerung Grossbritanniens, der der germanischen schweren und ernsthaften Natur das bewegliche, sanguinische Temperament einimpfte, ein Umstand, der das englische Wesen so zwiespältig und widerspruchsvoll erscheinen lässt, im Grunde aber die treibende Kraft gewesen ist in dem Entwickelungsprozess der modernen englischen Kultur. Ohne diese gegensätzliche Blutmischung wären die Engländer niemals über England — über ihre insulare Lage hinausgekommen; sie hätten es nicht weiter gebracht als etwa — Dänemark. Dänemark! Mit dem Beispiel dieses Landes können wir den Lapouge festlegen und zugleich eine Stütze für unsere neue Auffassung von den kulturschaffenden Mächten gewinnen. Woher sind denn die Elemente gekommen, mit denen Lapouge England stehen und fallen lässt — die sächsischen, dänischen und normannischen Elemente? Wenn es allein nach der Theorie von Lapouge und seiner Anhänger ginge, dann müsste in den skandinavischen Ländern — insbesondere in Dänemark, das so recht im Herzen der germanischen Erde gelegen ist — die grossartigste und gewaltigste Kultur entsprungen sein, welche diese Rasse gesehen hat. Dänemark erfreut sich einer weit glücklicheren

256362

geographischen Lage gegenüber dem europäischen Kontinent, als England. Sein Inselreich ist das nordische Gegenstück zu dem mittelländischen Griechenlands. Es bildet eine in sich abgeschlossene Welt, und doch zugleich die Brücke vom Stammland der germanischen Rasse nach dem grossen europäisch-asiatisch-afrikanischen Länderkomplex. Alle Germanenzüge haben von der skandinavischen Halbinsel ihren Ausgang genommen und sind über die dänischen Inseln und Jütland auf das Festland getreten; mit Ausnahme der Wikingerfahrten dürften sie sämtlich der heutigen schwedischen Provinz Schonen entsprungen sein. Auf dieser ganzen Inselwelt hat sich die germanische Rasse bis auf den heutigen Tag verhältnismässig rein erhalten. Wie kommt es nun, dass sich nicht dort — etwa mit der Insel Seeland als Mittelpunkt — eine mächtige, originale Kultur erhoben, ein gewaltiges Reich gebildet hat, welches alle Germanenstämme unter grossen Herrschern in sich vereinigte, statt dass die skandinavischen Völker aus kleinen Kämpfen und Eifersüchteleien unter einander nie herauskamen und blosse Nachahmer der von Süden eindringenden Kultur blieben? Eine starke, ungebrochene, unverfälschte Volkskraft war vorhanden: das beweisen die Normannenzüge, die eine späte Wiederholung in den Schwedenzügen des 17. und 18. Jahrhunderts unter Gustav Adolf und Karl XII. gefunden, zum Zeichen, dass die germanische Urkraft noch bis in die neuere Zeit ungebrochen war. Aber dieser Kraft hat keine Kulturentwickelung entsprochen. Die germanische

Kultur ist an anderen Orten aufgeblüht, wo die Rasse weniger rein geblieben. Zunächst unter den Hohenstaufen im Südwesten Deutschlands, wo die Deutschen mit keltoromanischen Elementen untermischt lebten; später unter den Habsburgern im Südosten, wo sie mit Slawen und Mongolen zusammenstiessen; zuletzt haben die nordöstlichen Slawogermanen, alias Preussen, sich am befähigtesten für die Vorherrschaft in Deutschland gezeigt. Sehen wir uns in weiterem Kreise um, so finden wir die Nachkommen der Goten und Langobarden in Italien das reiche Städteleben und die grossartige Renaissance heraufführen, die Normannen von Sizilien aus ein mächtiges Reich gründen, die Westgoten in Spanien, die Franken in Gallien Kulturen erzeugen, die Europa Jahrhunderte lang beherrscht haben und durch Sitte und Gesetz massgebend für das ganze Abendland geworden sind. Die mächtigste, weltbeherrschende germanische Kultur aber sehen wir in England erstehen, auf der westlichsten, entlegensten europäischen Inselgruppe, wo das germanische Element am meisten isoliert und dem angestammten keltischen preisgegeben war. Hier konnte sich in gewissem Grade ungestört eine Blutmischung vollziehen, welche als eine der bedeutsamsten angesehen werden muss, die aus der europäischen Rassenkreuzung bisher hervorgegangen. Die Kreuzungsversuche auf dem Kontinent — wenn man so sagen darf — sind infolge der unaufhörlichen Kriege und Völkerstürme mehr oder weniger misslungen oder nicht zum Ausreifen gekommen. Der Prozess konnte sich

nicht ungestört vollziehen. England hingegen hat Jahrhunderte lang keinen Feind auf seinem Grund und Boden gesehen, seine innere Entwickelung vollzog sich normal, die verschiedenen Rassen verwuchsen zu einem Gebilde von grossartiger Leistungsfähigkeit. Diese Kreuzung hat bewiesen, was das germanische Blut im Bunde mit dem keltischen vermag — im Guten wie im Bösen, in der Kraft, wie in der Schwäche, in der Fülle wie in der Einseitigkeit. Wenn die englische Kultur in der That ihren Zenith bereits überschritten und wieder im Rückgang begriffen ist: wenn Mitteleuropa, d. i. Deutschland, neuerdings England mälig zu überwachsen und zu überflügeln droht — so liegt dies an dem Umstande, dass der englischen Kultur ein Element abgeht, welches inzwischen in der gleichfalls auf keltogermanischer Grundlage vollzogenen Blutmischung des Kontinents wirksam geworden ist. Das slawische Element bildet das dritte in dem europäischen Blutbunde und verleiht dem alternden Keltogermanismus frische Kraft und neues Leben. Der starke Zusatz slawischen Blutes im deutschen Nordosten schuf das preussische Wesen, welches Deutschland in politischer Hinsicht reformiert hat und fortgesetzt in seiner Weise reformierend siegreich westwärts gegen die alten keltoromanischen Kulturen andrängt. Frankreich hat dieses rastlose Element bereits schwer zu fühlen bekommen, und selbst England scheint von bangen Ahnungen befallen zu werden. Seine Überlegenheit und sein Gewicht verdankt das preussische Wesen eben der dreifachen Blutmischung, die es

aufweist, und es wird um so mächtiger erstarken, je mehr es sich weiterhin mit keltogermanischem und -romanischem Blute durchsetzt, je energischer die Spannung der Blutmischung wird, aus der es erwachsen. Das künftige Herrenvolk Europas wird ein solches sein, in dem sich das germanische, keltische und slawische Blut am Innigsten durchdrungen und in das glücklichste Verhältnis gesetzt hat.

Während somit in allen Ländern, in denen das germanische Element mit dem fremden zusammenstiess und untermischt mit diesem lebte, eine Kulturbewegung entstand, die am Höchsten stieg, wo germanische Stämme am Weitesten in die romanische Welt vorgedrungen waren und sich am Innigsten mit dem fremden Blut durchdrungen hatten, wie in Italien und Spanien, blieben die rassereinen Germanen der skandinavischen Inselwelt am Längsten hinter dem grossen Entwickelungszuge der europäischen Kultur zurück. Wir ziehen daraus die Lehre, dass es einer in bestimmtem Verhältnis zugewogenen Blutmischung bedarf, um eine Naturrasse zur Kulturentwickelung zu veranlassen, zu reizen und überhaupt zu befähigen. Wenn daher die modernen Anthropologen in der Kastenbildung und Auslese das ausschlaggebende Moment für das gesteigerte Leben eines Volkes erblicken, so können wir ihnen nur zum Teil beipflichten. Kastenbildung und Auslese sind blosse Negationen, die mit der weiblichen Keuschheit, Zucht und Sitte verglichen werden können. So wenig aber durch diese Eigenschaften für sich allein, wie notwendig und lobenswert sie an

sich sind, ein neues Lebewesen gezeitigt werden kann, wenn sie nicht einmal zur gebietenden Stunde einem befruchtenden männlichen Prinzip geopfert werden, so wenig durch blosse Kastenbildung und Auslese ein höheres Kulturleben. Ein positives Moment muss hinzukommen, nämlich die pietätlose, gesetzes- und traditionswidrige Befruchtung der Kastenauslese durch das fremde unterworfene Blut, um der künstlichen Zuchtwahl einen Sinn und ein Ziel zu geben. Dieser steht in der unteren (plebejischen) Masse des beherrschten Volkes jeweilig die natürliche Zuchtwahl gegenüber. Die bedeutendsten Individuen, welche sie gezeitigt, waren in allen Kulturvölkern Zerbrecher der Kastenordnung. Die Auslese der künstlichen Zuchtwahl ist überall durch diejenige der natürlichen befruchtet worden, und aus solcher Befruchtung sind die hervorragendsten Persönlichkeiten aller Kulturvölker hervorgegangen. Otto Ammon irrt daher, wenn er behauptet, dass nur innerhalb der Kaste, nur durch die einseitig züchtende Auslese die führenden Geister erzeugt würden. Alle Beispiele, die wir aus der Geschichte haben, sprechen dagegen. Die bedeutendsten Griechen waren nachweislich halb Griechen, halb Barbaren. So Themistokles, der Sohn einer Sklavin, Demosthenes, der einer Barbarin. Julius Cäsar entstammte einer plebejischen Familie. In den Adern Friedrichs des Grossen floss das Blut der geistvollen Französin Eleonore d'Olbreuse nicht allein, sondern lebte es recht eigentlich. Goethe war das Kreuzungsprodukt eines sächsisch starren, harten, einfachen Manns-

prinzips mit einer sanguinisch keltischen Rheinländerin; Bismarck das eines adeligen Vaters mit einer bürgerlichen Mutter; nicht anders Moltke. Man könnte die Beispiele ins Unendliche vermehren. Otto Ammon sagt: „Wie Spanien trotz seiner oftmaligen Verheerung an die Spitze der litterarischen Bewegung in der ersten Kaiserzeit tritt, so finden wir ähnliche Erscheinungen auch bei modernen Völkern. Hundert Jahre nach den unsäglichen Verwüstungen des dreissigjährigen Krieges, der Deutschland dreiviertel seiner Bewohner raubte, erstehen uns Goethe und Kant“ — und bezieht sich alsdann auf die Worte O. Seecks: „Massenmorde, welche mit Auswahl über die führenden Geister verhängt werden, müssen ein Volk zur Feigheit und Erbärmlichkeit züchten. Rast aber der Würgeengel scheinbar wahllos über das ganze Volk, so darf man das entgegengesetzte Ereignis erwarten. Denn wer Klugheit und Kraft mit kaltem Blute verbindet, der hat am Meisten Aussicht, dem allgemeinen Unglück zu entrinnen.“ In beiden Fällen übersieht Ammon das hinzugetretene positive Element, welches die neuen geistigen Kulturen in die Erscheinung rufen half, und ohne dessen befruchtendes Eingreifen die ganze Auslese durch den „scheinbar wahllos rasenden Würgeengel“ nichts gefruchtet hätte. Im alten Spanien war das römische Element der zahlreichen Militärkolonieen, die nach der völligen Unterwerfung im ganzen Lande angelegt wurden, gewissermassen das männliche Prinzip, das auf die „Auslese“ der überlebenden Hispanier befruchtend wirkte (man erinnere sich bei dieser

Gelegenheit, dass auch Horaz einer Militärkolonie, Venusia in Apulien, entstammte); im Deutschland des 17. Jahrhunderts wirkte das vom dreissigjährigen Krieg hereingeführte fremde Blut in ähnlichem Sinne auf die zusammengeschmolzene Bevölkerung. Wir denken hierbei insbesondere an das im deutschen Lande verbliebene skandinavische (schwedische) Blut als einen erfrischenden und erneuernden Faktor im Organismus des deutschen Volkes. Sagen wir demgemäss — um im Bilde der Ammon und Seeck zu bleiben: die „schwedische Auslese“ aus dem dreissigjährigen Krieg hat die geistige Kultur des 18. Jahrhunderts in Deutschland heraufbeschworen!

Man mag den letzten Schluss kühn finden, aber man wird seine Logik nicht anzweifeln können. Er ergiebt sich ganz naturgemäss aus der geschichtlichen Entwickelung. Im Übrigen dürfte es nach den obigen Darlegungen einleuchtend sein, dass nicht die einseitig negierende Kastenauslese, sondern die gesteigerte Blutmischung das ausschlaggebende Moment für die höhere Kulturentwickelung ist: nämlich eine Blutmischung, eine gegenseitige Befruchtung der Auslese, welche die künstliche (Kastenbildung), und der, welche die natürliche Zuchtwahl gezeitigt.

* * *

Man pflegt die Völker in geschichtliche und geschichtlose zu unterscheiden und den Eintritt der ersten in die Geschichte als das gewichtigste Moment ihres Lebens zu bezeichnen. Durch diesen

Eintritt sollen sie ihre Überlegenheit über die geschichtlosen Rassen bekunden, ihre höhere natürliche Bildung und Veranlagung.

Diese Unterscheidung muss indessen als roh und oberflächlich erscheinen, wenn man bedenkt, dass diejenigen Völker, welche man als die „geschichtlichen“ zu kennzeichnen pflegt, das heisst, mit deren Auftreten die Geschichte einsetzt, fast niemals dieselben waren, welche die Vorbedingung zu allem geschichtlichen Leben, die Kultur, erzeugten. Allüberall waren die sogenannten geschichtlichen Völker nur eine Kriegerkaste, welche sich ein friedliches Kulturvolk unterwarf und dessen Kultur in dem Glanze ihrer Waffen gleichsam sich spiegeln liess und wie mit einem Scheinwerfer in die allgemeine grosse Weltgeschichte hineinprojizierte. Ohne die Unterwerfung einer Kultur wäre keine Kriegerkaste jemals ein geschichtliches Volk geworden, wie andererseits kein Kulturvolk jemals in die Geschichte eingetreten wäre, wenn es nicht solchermassen Herren und Führer bekommen hätte. Beide Faktoren haben überall zusammengewirkt, um den Prozess einzuleiten, den man Geschichte nennt. Die Kultur war lange vor der Geschichte da, grosse Kulturvölker haben gelebt, ohne je in die Geschichte einzutreten, sei es, dass ihre Zeit vor der Epoche lag, die wir die „geschichtliche“ zu nennen pflegen und die mit dem Auftreten der alten Ägypter im Nilthal etwa 6000 Jahre vor unserer Zeitrechnung beginnt, sei es, dass sie ausserhalb dieses Gesichtskreises standen, der nur Kleinasien,

die Landbrücke zwischen Asien und Afrika, und die Küstenländer des Mittelmeeres umfasste.

Wir ersehen hieraus, dass man geschichtliche und Kulturvölker streng auseinander halten muss und geschichtlose Völker nicht mit kulturlosen verwechseln darf. Weil die Kultur mancher Völker nicht in den Überlieferungskreis eingetreten ist, der für uns Geschichte heisst, darum nennen wir sie mit Unrecht „vorhistorische“ Völker, — mit demselben Unrecht, wie wir alle vor- und nichtchristlichen Völker kurzer Hand als „heidnische“ bezeichnen, gleich als ob mit dem Christentum eine von allem Vorherigen von Grund auf verschiedene Zeit eingesetzt hätte und in ihm sich ein von allem Übrigen durch eine unüberbrückbare Kluft getrenntes Leben abspielte. In solchen Vorstellungen mag das religiöse Gefühl sich ergehen, für die Wissenschaft bestehen derart radikale Unterschiede nicht. Für diese ist durch das Christentum der natürliche Zusammenhang nicht zerrissen worden. Vergleichsweise bildet auch die Epoche, mit der für uns die Geschichte einsetzt, im Lichte der Wissenschaft keinen wesentlichen, sondern nur einen zufälligen Einschnitt in den Verlauf der allgemeinen menschlichen Entwickelung.

Die Geschichte der Menschheit im grossen Zuge ist ihre Kulturgeschichte, und die sogenannte Geschichte bildet nur einen kleinen Ausschnitt dieser, der wie unter einem Scheinwerfer hervortritt, welcher sich langsam über die ungeheure dunkle Masse des Erdballes bewegt, einen schmalen Streifen belichtend und der Nacht der Vergessenheit

entreissend. Wo die grossen Kämpfe des Menschengeschlechts ausgetragen, wo die Völkerschlachten geschlagen wurden, da hafteten die Begebenheiten im Gedächtnis der Menschen und wurden von Geschlecht zu Geschlecht überliefert — da entstand „Geschichte“. Diese begann überall mit Schlachten und Heldenthaten. Die ältesten Überlieferungen der Völker betreffen nicht ihre Erfindungen und technischen Errungenschaften, sondern ihre Siege. Und doch wurden jene vor diesen gemacht, und doch muss vorher eine gewisse Kultur vorhanden gewesen sein. Ehe die Völker als solche in die Erscheinung treten konnten, müssen sie sich Waffen zu verfertigen verstanden und die ersten technischen Fertigkeiten besessen haben. Die „Geschichte“ setzt aber bezeichnender Weise nicht mit der Gewinnung dieser Fertigkeiten ein, sondern mit ihrer Verwendung zur Unterwerfung und Knechtung anderer Völker.

Wenn wir sonach also nicht zwischen geschichtlichen und geschichtlosen, sondern nur zwischen Kulturvölkern und kulturlosen unterscheiden dürfen, unter welchen wir solche verstehen, die über die primitivste Kultur, so den Zustand der Wildheit einschliesst, nicht hinausgekommen sind, dann stellt sich für uns die Frage folgendermassen: Durch welche Momente, die den anderen versagt blieben, wurden die Völker, die eine Kulturentwickelung erlebten, zu ihr geführt: welchen Faktoren ihrer inneren Natur oder der äusseren Naturumgebung haben sie ihr Vorwärtskommen zu danken?

Alle Herrenvölker, die nach der landläufigen Auffassung die Geschichte gemacht haben, sind aus dem Norden gekommen. Der Norden hat überall die rüstige Kraft gezeitigt, welche sich die südlichen Kulturreiche unterwarf. So fielen die Azteken aus dem amerikanischen Norden über das alte Kulturreich der Tolteken in Mexiko her und machten sich zu ihren Herren. So setzten sich die Germanen über das ganze antike Kulturgebiet Süd-Europas. So unterwarfen sich die Mongolen, aus dem asiatischen Norden kommend, die Urbevölkerung Mittelasiens, und die Mandschu setzten sich später wiederum über die Chinesen. Die Inder drangen aus der Hochebene Iran ins Indus- und Gangesthal vor, die Hellenen unterwarfen sich die pelasgischen Völkerschaften des alten Hellas, die Perser das Euphratgebiet. Aber auch die alten Kulturvölker, welche hier sassen, waren einst aus dem Norden eingedrungen: die hamitischen Stämme der Babylonier und Assyrer. Überall lässt sich eine Flutbewegung nachweisen, die von Norden gen Süden brandet und deren Wellen einander in der Herrschaft über die Kulturen ablösen, welche sie überschwemmen. Es gewinnt sonach den Anschein, als ob die Kultur überhaupt im Süden, in der südlich-gemässigten Zone entstanden sei und die nordischen Herrenvölker und Kriegerkasten erst durch ihr Vordringen in südlichere Breiten die Kultur von der dort ansässigen Urbevölkerung überkommen, den Antrieb zur Kulturentwickelung von dieser empfangen haben. Jedenfalls sehen wir alle nordischen Völker in der südlichen Natur erst

recht aufblühen und Früchte tragen gleich Obstbäumen, die, im harten Norden aufgewachsen und in südlichen Boden verpflanzt, Früchte zeitigen, welche köstlicher und vollschmeckender sind, als die der einheimischen Bäume. Die verschärfte Zuchtwahl und Auslese der nordischen Natur hat solche überlegene Kraft in diese Bäume wie in die Menschen getrieben, die in ihr gross wurden, und sie befähigt, zu Kulturträgern des Menschengeschlechts zu werden, wenngleich sie die Anregungen zu höherer Kultur erst von den südlichen Stämmen empfangen haben, die sie sich unterwarfen.

In der verschärften Zuchtwahl und Auslese haben wir also das Moment, welches die Kulturvölker von den kulturlosen unterscheidet, haben wir den Faktor, der die Kulturvölker zur Kulturentwickelung befähigt, wenngleich er für sich allein noch nicht imstande ist, sie zu erzeugen. Dieser Faktor ist in der nordischen Natur am Wirksamsten, und aus diesem Grunde ist der Norden die unerschöpfliche Quelle, welche Völker- über Völkermassen auf den Süden ausgespieen hat und noch fort und fort ausspeit. Aber dieser Faktor ist nicht allein im Norden wirksam. Jedes Hochgebirge kann, wie wir sahen, eine ähnliche Zuchtwahl und Auslese üben, indem es durch seine rauhe Natur und seine harten Lebensbedingungen die schwächlicheren Elemente frühzeitig ausmerzt und die überlebenden auf diese Weise ins immer Kräftigere und Widerstandsfähigere hinauftreibt. Demgemäss hat man, wie zwischen nordischen und südlichen, so zwischen Bergvölkern und Völkern

der Ebene unterschieden und jenen eine ähnliche Rolle gegenüber diesen zugewiesen, wie sie im Verhältnis der beiden Erstgenannten besteht. Manches Volk, dem später in die Geschichte einzutreten bestimmt war, ist im Gebirge grossgezogen worden und hat die Lebensgewohnheiten, welche ihm dort zur anderen Natur gerieten, während seiner ganzen Kulturzeit bewahrt — ja, die Zucht, der es dort unterstanden, ist des öfteren in seine Staatsverfassung übergegangen und hat sich gleichsam in dieser abgedrückt. Die Staatszucht hat die Stelle der natürlichen Zuchtwahl eingenommen, deren Fortfall das in mildere Gefilde herabgestiegene Volk als eine Entbehrung empfand. Indem die Spartaner ihre schwächlichen Kinder aussetzten oder töteten, halfen sie nur durch künstliche Auslese der natürlichen nach, die sie in ihrem gebirgigen, unfruchtbaren heimatlichen Doris unausgesetzt erfahren hatten. Sie befreiten sich gewaltsam von den Elementen, welche die mildere Natur des Eurotasthals nunmehr am Leben erhielt, als von einer dauernden Gefahr für die mannhafte Tüchtigkeit und Wehrkraft des Volkes.

Wie der Norden und die Bergeshöhe, so kann indessen auch die Ebene ihre Auslesebedingungen haben und ein Volk in die Zuchtwahl nehmen. Die Unterscheidung in Bergvölker und Völker der Ebene ist daher so wenig durchweg stichhaltig, wie die in nordische und südliche Völker in Bezug auf die Befähigung zu höherer Kulturentwickelung. Es hat Völker der Ebene gegeben, die von sich aus eine

Kultur erzeugt haben und welterobernd aufgetreten sind. Die Araber waren ein solches Volk. Freilich muss das Land darnach geartet sein, dass es durch erschwerte Lebensbedingungen die Bevölkerung in rastloser Bewegung und Wachsamkeit erhält. Die arabische Wüste war wie dazu geschaffen, ein Volk solchermassen in die Zucht zu nehmen, und die Ergebnisse waren denen nicht sehr unähnlich, die der europäische Norden gezeitigt. Wie der nordische Winter den Germanen gehärtet, so hat die südliche Sonne den Araber hart gebrannt und ihn zu Kraftleistungen, zu einem Völkersturm befähigt, der sich mit der germanischen Völkerwanderung vergleichen lässt. Die Araber waren das einzige südliche und das einzige Volk der Ebene, welches welterobernd aufgetreten ist. Bis nach Indien im Osten und nach Spanien im Westen überfluteten sie das Land mit derselben Vehemenz, wie die Germanen den europäischen Kontinent von Norden nach Süden, und in dem Zusammenstoss dieser beiden Massen auf der pyrenäischen Halbinsel trafen die nördliche und die südliche Auslese des europäisch-asiatischen Kontinents aufeinander und massen ihre Kräfte.

Was für die nordische Menschheit der Winter, das ist für die südliche die Wüste. Seine grossen Menschen und Völker hat der Süden allein der Wüste zu verdanken — sie sind in ihr gross geworden, die Wüste hat sie gezüchtet. Es ist sehr wahrscheinlich, dass der Zug durch die Wüste den Israeliten erst

die Kraft und Ausdauer verliehen hat — infolge der Sichtung und Siebung, die sie dabei erfuhren — welche sie zu ihrer späteren Kultur befähigte. Ihre Propheten und Priester pflegten auch später noch in die „Wüste“ zu gehen, wenn sie sich auf ein grosses Werk vorbereiten wollten. Der „Zug nach der Wüste“ spielt eine grosse Rolle im Alten Testament; er war ungewöhnlich stark bei diesem Volk und von den segensreichsten Folgen. Die grössten sittlichen Wirkungen und politischen Umwälzungen haben von ihm ihren Ursprung genommen.

Wir erkennen also im Winter des Nordens und in der Wüste des Südens die beiden grossen Auslese- und Kulturfaktoren, welche die Gestaltung der europäischen Menschheit bedingt haben. Die eine hat die religiöse Form und Verfassung, die andere die staatspolitische verliehen. Skandinavien und Arabien bedeuten die beiden äussersten Pole des westasiatischen Kontinents, zwischen denen sich das Leben der europäischen Menschheit in unendlichfachen Spannungsverhältnissen und Strömungen bewegte. Es liegt uns nun ob, diese Spannungsverhältnisse und Strömungen des Näheren zu betrachten, die wir unter dem Namen der europäischen Kulturgeschichte verstehen. Wir haben zu untersuchen, wie das Gesetz der natürlichen Auslese, welches wir in Gestalt von „Winter“ und „Wüste“ als die „kalte Teufelsfaust“ erkannt haben, die sich der „heilsam schaffenden Gewalt“ der Menschenvermehrung entgegen „tückisch ballt“, als „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“ — wie dies Gesetz unter der

Kulturentwickelung gefahren ist, das heisst, ob und inwiefern es durch diese, die Staatenbildung und das verfeinerte geistige Leben, gekreuzt, abgelenkt und paralysiert worden.

Die höhere Kultur und Lebensverfeinerung ist der gegebene Antagonist der natürlichen Auslese. Sie muss ihrem ganzen Wesen nach dieser entgegenarbeiten, und je höher sie steigt, je mehr sie sich veredelt, in desto stärkerem Grade paralysiert sie diese Auslese, bis sie sie fast vollständig aufhebt. Das Christentum, als der Ausdruck höchster, veredelster seelisch-geistiger Kultur, ist in seiner Mildherzigkeit und seinem Mitleid mit aller Kreatur der Todfeind der natürlichen Entwickelung, des naturgesetzlichen Verlaufs der Dinge. Alles Schwache, Kranke, Hilflose zu hegen, zu pflegen und am Leben zu erhalten, sich solchermassen aufzuopfern und aufzureiben im Dienste der „hilfsbedürftigen" Menschheit, wie es die christliche Lehre fordert und wie es oberste sittliche Pflicht der modernen Kulturmenschheit geworden ist — das heisst, anthropologisch gesprochen, nichts mehr und nichts weniger, als der Naturordnung in den Arm fallen und ihre Zwecke der Höherzüchtung der Menschheit durch Ausmerzung alles Schwächlichen und Wurmstichigen vereiteln. Ein so hohes, erstrebenswertes Ideal diese christliche Pflicht im ethischen Sinne auch darstellt, so verhängnisvoll ist sie für die moderne Kulturmenschheit geworden. Denn die Herunterzüchtung derselben ins Dünnere, Dürftigere, Ohnkräftigere, in die allgemeine Dekadenz, ist der unterschiedslosen Erhaltung

und Kultivierung alles Lebenden bis herab zum verkrüppelten und dem hinvegetierenden Siechtum zu verdanken. Die unbedenkliche Kreuzung mit ihren schwachen und hinfälligen Elementen hat den gesunden und kräftigen Teil der Kulturmenschheit in gewissem Grade entkräftet und in einen schwächlicheren Typus hineingetrieben.

Die antike Menschheit gewann ihre hohe Rüstigkeit und Kraft aus dem Umstand, dass ihr Leben auf die fühllose Naturgesetzlichkeit gestimmt war, dass sie die Natur bei ihrer auslesenden Zuchtarbeit gleichsam unterstützte. Die christliche Menschheit hingegen stellte sich in einen bewussten Gegensatz zur Natur. Aber dieser Gegensatz war nicht der einzige tiefeingreifende, der dem modernen Menschen gegenüber dem antiken ein von Grund auf abweichendes Gepräge verlieh. Das Altertum hatte wohl grosse Kriegszüge, aber keine sogenannten Völkerwanderungen gekannt. Diese begannen erst mit dem Eintritt der Germanen in die Geschichte wiederum seit der vorhistorischen Zeit, und sie bedeuten nichts mehr und nichts weniger als eine Entkräftung und Entvölkerung der germanischen Länder, deren „Auslese“ sich über das ganze antike Kulturgebiet verstreute und dort nach fruchtlosen Kämpfen in ihrer nationalen Selbständigkeit zu Grunde ging. Nicht anders wie dieser nordischen erging es der südlichen „Auslese“, die wir kennen gelernt haben. Arabien erschöpfte sich in ähnlicher Weise wie Germanien. Der Völkersturm, der von ihm ausging, lässt sich nur mit den Normannen-

zügen vergleichen, die fast zu gleicher Zeit mit ihm losbrachen und die beste Kraft Skandinaviens verschwendeten. Auf Jahrhunderte hinaus versank dies Land in Ohnmacht, während die Gebiete, welche es mit seiner Volkskraft getränkt hatte, eine neue Blütezeit erlebten: die Normandie, Sizilien, die Levante. Ähnlich starb auch Arabien ab, in dem Masse wie der Islam in Afrika und Spanien mächtige Reiche schuf. Die Kreuzzüge waren nur eine Art Wiederholung, ein Nachschlag der Völkerwanderung und beraubten nicht nur Deutschland, sondern das gesamte Abendland seiner „Auslese", der Blüte seiner Kraft. Deutschland aber hat am Schwersten unter dem unaufhörlichen Zug nach dem Süden gelitten. Während die übrigen Abendländer, Frankreich und England, sich nach der Kreuzzugsperiode in sich sammeln konnten, hörte der deutsche Entvölkerungsstrom eigentlich niemals auf. Man kann sagen, bis zum dreissigjährigen Krieg hat Deutschland seine Auslese fort und fort an Italien abgegeben, und in diesem elementaren Ereignis wurde die letzte deutsche Kraft und Mannhaftigkeit systematisch abgeschlachtet. Der grosse Krieg hat Deuschland entvölkert, das heisst seiner wehrhaften Männer beraubt und gewissermassen nur die Weichlinge und Schwächlinge übrig gelassen, welche sich in den Städten geborgen.

Alle diese Ereignisse haben zusammengewirkt, um das Emporkommen einer starken, ungebrochenen Menschheit, wie sie die antike darstellte, zu verhindern, und kaum ist in den neueren Zeiten der

Versuch gemacht worden, dieser fortschreitenden Entkräftung durch künstliche Zuchtwahl und Auslese Einhalt zu gebieten. Die Staats- und Erziehungssysteme von Sparta, Athen und Rom waren im tiefsten Grunde Veranstaltungen, den schwächenden und verweichlichenden Wirkungen des Kulturlebens vorzubeugen durch gesetzliche Massregeln, die man der Natur gleichsam abgelauscht und nachgebildet hatte. Die moderne Menschheit kennt nur ein einziges Beispiel ähnlicher Art, das sich ungefähr mit den Schöpfungen des Lykurg, Solon, Cato vergleichen liesse. Dies ist das Werk Friedrich Wilhelms I. Die preussische Soldatenzucht und die allgemeine Wehrpflicht stellt den ersten Versuch einer Zuchtwahl und Auslese dar, den die moderne Menschheit gemacht hat, um die schädlichen Wirkungen der Kultur einigermassen auszugleichen. Wie man auch sonst über den Militarismus denken mag, man muss zugestehen, dass er wie ein Sieb gewirkt hat, in dem erst das preussische und dann das deutsche Volk durcheinandergerüttelt worden. Der Wert dieser künstlichen Zuchtwahl ist weit mehr noch als in den Siegen von 1866 und 1870 offenbar geworden in der Thatsache, dass sie von allen europäischen Völkern nachgeahmt worden. Der tiefere Wert der preussisch-deutschen Heeresorganisation liegt in dieser ihrer Funktion als auslesender, zuchtwählerischer Faktor, und als solcher möge sie uns erhalten bleiben, wenn auch ihre kriegerische Spitze einst in Wegfall kommen sollte, und hoffentlich bald kommen wird.

Möge sie sich in Friedenszeiten mehr und mehr und in immer höherem Sinne zu einem solchen Institut der körperlichen und geistigen Zuchtwahl und Volkserziehung im Sinne einer Hinaufzüchtung des Volkes umbilden, wie es die antiken Staaten gross gemacht hat, zum Heil der künftigen Generationen.

IV. Kapitel.

Die Zuchtwahl der weissen Rasse.

Wachstum und Geschlechtstrieb stehen in gegensätzlichem Verhältnis zu einander. Der Eintritt der Geschlechtsreife bringt die körperliche Entwickelung zum Stillstand oder doch zur Verlangsamung, und je früher jene sich geltend macht, desto frühreifer pflegt sich zwar das betreffende Individuum zu zeigen, aber desto weniger Aussicht hat es auch, eine hohe geistige wie eine hohe körperliche Entwickelung zu zeitigen. Insbesondere steht der Geschlechtstrieb mit der Gehirnbildung und -entwickelung in Korrelation. Man hat nachgewiesen, dass die Verwachsung und Verknöcherung der Schädelnähte, welche das Wachstum des Gehirns notwendigerweise zum Abschluss bringen muss, mit dem Eintritt der Geschlechtsreife beginnt und um so rascher fortschreitet, je heftiger der Geschlechtstrieb sich geltend macht. Aber damit nicht genug. Selbst das Knochenwachstum im Allgemeinen und der Bau des ganzen Skeletts wird vom Geschlechtsleben massgebend beeinflusst, dergestalt, dass der frühere Eintritt desselben die Verknöcherung aller knorpeligen Skelett-

teile beschleunigt, sein späterer sie verzögert, wodurch die Proportionen des Körpers wesentliche Veränderungen und Abweichungen erfahren. Die Gliedmassen erreichen in diesem Falle eine grössere Länge und schlankere Form, der Schädel entwickelt sich mehr in die Länge und wölbt sich voller, der Brustkorb bleibt schmäler. Wir gewinnen somit bei der Verzögerung des Eintritts der Geschlechtsreife den echten Typus des Langkopfs: des hochgewachsenen, schlanken, schmalgesichtigen Ariers, des Germanen. Erwiesenermassen erscheinen alle diese Züge ins Extrem getrieben und verzerrt unter gänzlicher Ausschaltung des Geschlechtstriebs, als Folgen der Kastration, wobei die Gliedmassen nur dünner und weibischer bleiben, der Schädel niedriger, das Becken grösser wird und Engbrüstigkeit eintritt*). Man ersieht aus diesem Umstand recht deutlich die ganze Tendenz dieser Entwickelung und erkennt den entscheidenden Einfluss des Geschlechtslebens auf die gesamte Körperbildung, die bei seinem früheren Eintritt in entgegengesetztem Sinne ausschlägt, nämlich zu untersetztem, gedrungenem Wuchs, rundem, kurzem Schädel und breitem Brustumfang.

Langköpfigkeit und Rundköpfigkeit können demgemäss in gewissem Sinne als Korrelate des Eintritts der Geschlechtsreife gefasst werden, wenigstens hinsichtlich ihres Ursprungs bei den Rassen, für welche

*) Hugo Sellheim, Kastration und Knochenwachstum. Beitrag zur Geburtshilfe und Gynäkologie, 1899, II, 236.

die eine oder die andere typisch geworden ist. Die spätere jeweilige typische Entwickelung und Ausbildung vollzog sich freilich auf dem Wege der natürlichen Auslese, wie wir sie im Vorigen gekennzeichnet haben, indem einerseits die lebensfähigste langköpfige Form, andererseits die entsprechende rundköpfige durch ein herbes Milieu herausgezüchtet wurde. Wir haben also diesen grundlegenden Rassenunterschied zurückzuführen auf ursprüngliche Sitte und Lebensgewohnheit der betreffenden Rassen: diese erklären sich wiederum aus der verschiedenen seelischen Veranlagung, welche abermals ein Produkt eines Ur-Milieus sein muss, dessen Lebensbedingungen uns unbekannt sind. Wir bemerken, dass wir uns hier in einem Kreise bewegen. Alle Rassenhaftigkeit ist Produkt eines Milieu; aber einmal in die Erscheinung gerufen, gewinnt die entwickelungsfähige Rasse die Herrschaft über jedes andere Milieu, indem sie gleichsam ihr immanentes Rassen-Milieu in die äussere Natur hineinprojiziert und sich unter allen Verhältnissen die ihr gemässe Lebemöglichkeit zu schaffen weiss. Sie wird danach unter ungünstigen Bedingungen im Kampfe mit der Natur, wie wir sahen, nur mehr in ihre Rassenhaftigkeit hinein- und emporgezüchtet und in sich selbst gefestigt und gestärkt. In welcher Weise diese spätere Durchzüchtung — lieber würden wir sagen „Durchforstung“ — der ursprünglichen Rassenveranlagung von der Hand der Natur erfolgt, zeigt Otto Ammon an einem treffenden Beispiel in Bezug auf die Auslese nach der „Beinlänge“; doch muss

bei Allem, was er im Folgenden ausführt, im Auge behalten werden, dass die ursprüngliche Veranlagung zur Lang- bezw. Kurzbeinigkeit schon in der Rasse gelegen haben muss und durch die jeweiligen ihr gemässen Lebensbedingungen, denen sie sich instinktiv anbequemte, gewissermassen nur auf ein ideales Prinzip gebracht worden ist. Dieses, das man auch als das „ästhetische Princip", als die „Rassenschönheit" der jeweiligen Rasse bezeichnen könnte, erforderte hinsichtlich der Beinbildung für die mongolische Rasse Kürze, für die arische Länge.

„Es ist daran zu erinnern," sagt Ammon in der berührten Frage, „dass die kleine Gestalt der Asiaten grossenteils auf der Kürze ihrer Beine beruht. Vielleicht lässt sich für diese Art von Gestalt eine Erklärung finden: der Europäer lernte das gezähmte Pferd erst spät kennen und jagte in der Eiszeit als Fussgänger: er hatte auch noch nicht den Hund zum Jagdgefährten. Die Folge war eine natürliche Auslese, welche danach strebte, die Schnelligkeit des Laufes bei der Verfolgung wilder Tiere zu steigern, was am Besten durch Verlängerung der Beine geschehen konnte. Der Asiate trat jedoch schon in sehr früher Zeit als tierzüchtender Nomade auf und benutzte das Pferd zum Reiten, wodurch ihm das Zusammenhalten der Herden sehr erleichtert war. Die Auslese der längsten Beine hörte auf, sobald der Mensch auf dem Rücken des Pferdes sass. Jetzt waren nur die stärksten Muskeln der Schenkel von Vorteil und eine Verlängerung der letzteren über ein

gewisses Mass hinaus würde wegen des grösseren Hebelarmes der Last die Kraft des Festsitzens gemindert haben.“ *)

* * *

Erwiesenermassen zeigen rundköpfige und mit Rundköpfen vermischte, zur Rundköpfigkeit hinneigende Völker grössere Fruchtbarkeit als langköpfige. Die Mongolen und Semiten sind leidenschaftlicher in dieser Hinsicht, die Arier von Natur mässiger. Nach dem Gesetz von der Erhaltung der Energie, oder vielmehr seiner anderen Form, der lex parsimoniae, die z. B. den hörner- oder geweihtragenden Zweihufern die oberen Schneidezähne versagt, vermag der Zeugungstrieb in zwerghaften Geschöpfen, wie Kaninchen, lebhafter zu pulsieren, als in riesenhaften, wie Elefanten. Dieser zeigt von allen höheren Tieren die geringste, jenes die grösste Fruchtbarkeit. Die Fortpflanzungsfähigkeit des Elefanten steht auf der Höhe der menschlichen: er vermag nur ein Junges im Laufe eines Jahres hervorzubringen. Der Ausbau seines gewaltigen Körpers stellt so grosse Anforderungen an die plastische Kraft seiner Natur, dass nur ein geringes Mass von dieser zur Fortpflanzung erübrigt werden kann. Aus dem entsprechenden korrelativen und polaren Verhältnis zwischen Wachstum und Fortpflanzungsfähigkeit erklärt sich die verschiedene Fruchtbarkeit der Menschenrassen. Alle untersetzten Völker und

*) A. a. O. S. 182.

Individuen sind den hochgewachsenen an Fruchtbarkeit überlegen; und diesen eignet, wie wir sahen, von Natur Langköpfigkeit, jenen Rundköpfigkeit. Jene sind die Autochthonen eines Ur-Milieus, das reiche Fauna und Flora darbot, Raum zur Bewegungsfreiheit und Nahrung in Fülle, und somit der Fortpflanzungslust und -möglichkeit keine, oder doch nur geringe natürliche Schranken entgegenstellte. Die weiten, fruchtbaren Gefilde Zentralasiens können allein die Urheimat der mongolischen Rasse sein, wie andererseits die dürftige, karge Natur und die vergleichsweise miniaturartigeren, zusammengedrängten, zwerghaften Formationen Europas die der Arier. Asien erscheint wie ein Land für Riesen geschaffen, Europa eines wie für Zwerge: aber thatsächlich sind in diesem die Riesen und in jenem die Zwerge erwachsen. Die eingeschränkte Fortpflanzungsmöglichkeit in Europa liess die plastische Kraft des Organismus' sich ungeschwächt auf den Ausbau der gewaltigen Leiber werfen, durch welche die Arier, insbesondere die Germanen, sich vor allen übrigen Rassen auszeichneten.

* * *

Wie dürftig die Fauna und Flora Europas gegenüber der Asiens von Anfang an beschaffen oder durch die Eiszeit geworden war, darüber belehrt uns die Thatsache, dass die gewöhnlichsten Nutzpflanzen und Obstarten erst in historischer Zeit in unseren Erdteil verpflanzt worden sind, wie wir denn

genau angeben können vom Apfel, der Birne, Aprikose, Orange, Kirsche, welcher römische Feldherr (Lucullus) sie auf seinen Heerfahrten aus Asien nach Italien gebracht. Auf ähnliche Weise muss auch das Pferd den Europäern (Ariern) erst später — etwa in der letzten vorhistorischen Zeit — zugeführt worden sein, dessen sie sich in ihrer ältesten — sagenhaften — Zeit noch nicht zum Reiten zu bedienen verstanden haben oder verschmähten. Sie kämpften auf Streitwagen, die mongolischen Horden hingegen vom Pferde herunter in Reiterschwärmen. Diese Kampfesweise war den Ariern durchaus fremd und ist erst in späterer geschichtlicher Zeit von ihnen angenommen und erlernt worden. Die Reiterei war niemals ihre Stärke und bildet noch bis auf den heutigen Tag die schwächste Stelle der europäischen Heeresorganisationen. Alle geborenen Reitervölker, wie z. B. die Kosaken, sind ihnen darin überlegen. Kaum etwas Anderes mag so sehr für die europäische Herkunft aller arischen Völker sprechen, wie ihre Schwäche in der Reiterei und ihre Unbekanntschaft mit der Kampfesweise vom Pferde herab, wie wir denn selbst die Inder noch auf dem Streitwagen kämpfen sehen, unter dessen Zeichen ganz Südwest-Asien stand, wie der gesamte Norden und Nordosten dieses Erdteils unter dem des Reiters, der mit seinem Pferde gleichsam verwachsen ist.

Wie Streitwagen und Reitpferd für das kriegerische, so sind Zugwagen und Zelt charakteristisch für das häusliche und soziale Leben der arischen

und der mongolischen Rasse, und sie sind für die spätere Staatenbildung und Kulturentwickelung beider in gewissem Sinne grundlegend geworden. Gobineau hat in dem arischen und speziell germanischen von Ochsen gezogenen Rollwagen das Urbild des späteren Hauses, des Bauernhauses noch in seiner gegenwärtigen (niederdeutsch-sächsischen) Gestalt erkannt. Er nennt dieses einen „stehengebliebenen Wagen", dessen vordere Schmalseite der Strasse zugekehrt, dessen Räder in die Erde versenkt worden. In der That, betrachtet man aus diesem Gesichtspunkt eines unserer alten Dörfer, dann will es wie eine Reihe die Strasse entlang aufgefahrener Wagen erscheinen. Aus dem Typus des altgermanischen Wagens hat sich das deutsche Bauernhaus zweifellos entwickelt: das von der Längsstange des Deckgerüstes beiderseitlich heruntergespannte Zelttuch wurde das Vorbild des Daches; ja, sollte der abgeschrägte Giebel der niederdeutschen Bauernhäuser nicht noch an die vordere Öffnung des Decktuches mit dem Sitz des Wagenlenkers erinnern, als eine unbewusste Reminiszenz, die zum Gebrauch erstarrt sich erhalten hat und zum „Baustil" geworden ist? Insbesondere die altsächsischen und friesischen Bauernhäuser mit ihren tiefheruntergehenden Dächern, deren Ränder oft wie Tuchzipfel über den Fenstern hängen und fast den Boden berühren, geben von dieser Entstehungsform einen überzeugenden Begriff.

Das Haus des Mongolen andererseits ist entsprechenderweise auf das bewegliche Zelt zurückzuführen, das rechte Sinnbild des Nomadenvolkes.

Noch heute zeugt die leichte Bauart (Holzkonstruktion) und Form der chinesischen Häuser und Paläste von diesem Ursprung, insbesondere das zeltförmige Dach mit den nach oben geschwungenen Rändern. Der germanische Wagen als Urbild der deutschen Burg, eine rollende Festung, die für sich in Verteidigungszustand gesetzt und nur bei kriegerischen Unternehmungen des ganzen Stammes zur „Wagenburg“ mit anderen zusammengefahren wurde, ist das Symbol des germanischen Individualismus, des Unabhängigkeits- und Freiheitssinns jedes Einzelnen, des Für-sich-sein-wollens. Das mongolische Zelt hingegen weist auf das patriarchalische Verhältnis seiner Eigner und Erfinder hin, wie denn die ganze Lebensweise und der Zusammenhalt des Nomaden- und Hirtenvolks nur unter bedingungslosem Gehorsam gegen ein ehrfürchtig oder sklavisch verehrtes Oberhaupt denkbar ist. Wie ein Zelt des nomadisierenden Mongolen, ein Haus des Chinesen, so gleicht auch ein Gesicht dem anderen. Diese Rasse ist die gleichartigste von allen, äusserlich wie innerlich; ihr geht das individualisierende Moment völlig ab; sie hat — im chinesischen Reich — niemals soziale Revolutionen, Umsturzbestrebungen, Stammeszersplitterungen, Verfassungsänderungen erlebt; nur Dynastieenwechsel, indem ein fremder siegreicher Stamm von Zeit zu Zeit das einheimische Herrschergeschlecht entthronte, um sein eigenes an die Spitze zu bringen, was indessen niemals etwas an der Staatsverfassung änderte, in deren Formen alle Eindringlinge anstandslos sich einlebten wie mit einer

gewissen naturnotwendigen Selbstverständlichkeit. So hat das asiatische „Reich der Mitte“ seine patriarchalische Verfassung durch die Jahrtausende bis auf den heutigen Tag dergestalt bewahrt, dass der chinesische Kaiser thatsächlich als der Familienvater des ganzen gewaltigen Volkes auftritt und jede Sippe ihr patriarchalisches Oberhaupt hat, dem sie bis ins fernste Glied unbedingt zu gehorchen verbunden ist. Hingegen entwickelte sich in dem europäischen „Reich der Mitte“ (Deutschland) die grenzenloseste Zersplitterung in Stämme, Gaue, Gemeinden, Städte und reichsunmittelbare Individuen, welche die Welt bisher gesehen hat. Der alte Möser nannte die Verfassung des Deutschen Reiches seiner Tage ein „Monstrum“, weil es alle denkbaren Verfassungsformen von der aristokratischesten bis zur demokratischesten und der individuellsten Unbeschränktheit und Selbstherrlichkeit in sich vereinigte. Und der Keim zu diesem Monstrum lag schon in der altgermanischen Wagenburg, oder vielmehr dem „Burgwagen“, vorgebildet, wie der Keim zu dem chinesischen Patriarchalismus in dem mongolischen Nomadenzelt.

In „Wagen“ und „Zelt“ wurzeln demnach nicht allein deutsches und chinesisches Haus und entsprechendes individualistisches und patriarchalisches Kulturleben, sondern auch die grundverschiedenen Staatenbildungen und Verfassungen beider Rassen, und in letzter Hinsicht der individualistisch-demokratische Charakter Europas überhaupt im Gegensatz zu dem patriarchalisch-despotischen aller asiatischen

Völkerverbände. Wir haben an anderer Stelle die Neigung zur Kastenbildung bei den arischen Völkern als eine künstliche Fortsetzung der ursprünglich natürlichen Zuchtwahl und Auslese in der späteren Kulturentwickelung erkannt, und wir dürfen nun, wenn wir diese Neigung bei den Mongolen nicht, oder nicht in der gleichen ausgeprägten Weise vorfinden, wiederum schliessen, dass dieselben einer entsprechenden scharfen Auslese durch die Eiszeit nicht unterworfen gewesen sein können, welche den Absonderungstrieb ihnen zur zweiten Natur gemacht haben würde solchermassen, dass er sich in ihrem ganzen Kultur- und Staatsleben ausprägen und in der sozialen Abstufung und Gliederung recht eigentlich seine Grundlage abgeben musste. Aller Individualismus ist Ausleseerscheinung, aller Patriarchalismus Massenausgleichung, und jede dieser Tendenzen ist auf die Erziehung durch ein besonderes, verschiedenartiges Ur-Milieu zurückzuführen, das im einen Falle durch rücksichtslos scharfe Auslese sozusagen die Vertikaltendenz in die Rasse legte, welche sie in die Höhe und in den Individualismus hineinwachsen liess, während es im anderen durch laxere Handhabung der natürlichen Zuchtwahl und Auslese gleichsam der Spiraltendenz, dem Wachstum in die Breite und in den Herdengeist hinein, Raum gab.

* * *

Die Kastenbildung darf als die mildeste Form der natürlichen Auslese im Kulturleben bezeichnet

werden. Sie entspricht auch in dieser Hinsicht recht eigentlich dem Charakter der arischen Völker, welche die unterworfenen Stämme nirgends zu knechten, bis aufs Blut auszusaugen oder hinzuschlachten pflegten, sondern sie zu Fundamenten ihrer Gesellschaftsordnung bestimmten, zu ihrem Nährstand, was ihnen von selber die weise Verpflichtung auferlegen musste, den nötigen ausreichenden Lebensunterhalt und eine gewisse Bewegungsfreiheit zu gewähren, sie „gut“ zu behandeln, um sie auf der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit zu erhalten. Die Griechen hielten ihre Sklaven bekanntlich ungemein milde; diese galten als Hausgenossen, als Glieder der Familie. Grausamkeiten, Misshandlungen, Martern kamen kaum vor. Dagegen wissen wir, dass der härtere Sinn der Römer die entlaufenen und verbrecherischen Sklaven in teuflischer Weise büssen liess; der ältere Cato, das Urbild eines Römers, behandelte die seinen unmenschlich, und es war die gewöhnliche Strafe der Flüchtlinge, dass man sie in den Karpfenteichen an Pfählen bis an den Hals unter Wasser festband und so langsam verschmachten, bei lebendigem Leibe von den Fischen auffressen liess.

Aber so weit die Grausamkeit in einzelnen Fällen auch getrieben wurde — wir wissen, wie die Inder ihre Paria-Kasten, die Tschandala und Sudra, behandelten — nirgends finden wir doch bei den Ariern Menschenschlächtereien und Menschenopfer. Wir müssen indessen in diesen, wo sie sich bei Kulturvölkern zeigen, wie den Hamiten in Mesopotamien, Syrien und Phönizien, den Azteken und Tol-

teken in Mexiko, gleichfalls einen Ausleseversuch erkennen, ein Mittel, sich der Geburtenüberzahl und der Übervölkerung zu erwehren. Ist die Kastenbildung als blosse Absonderung des arischen Blutes von den minderwertigen Rassen die vornehme Form der Auslese, so die Menschenschlächterei, in blutdürstig-wollüstiger Grausamkeit zum Festakt erhoben, die brutale. Hamiten und Azteken waren aus nördlichen Breiten in südliche, wärmere und fruchtbarere Gefilde herabgestiegene Völker, die in der neuen Heimat eine Fortpflanzung und Vermehrung, und zugleich eine Vermischung mit ohnkräftigerem Volkstum erlebten, deren sie in der alten enthoben gewesen oder vielmehr, von welcher die rauhere Hand der nordischen Natur sie regelmässig befreit hatte. Von der drohenden Gefahr der Entartung durch ein der Volksvermehrung allzu günstiges Klima sich zu befreien, richteten sie — oder besser: „richteten sich", denn es geschah mehr aus einem unbewussten, instinktiven Drange heraus, als in bewusster Absicht — durch die Hände ihrer Priester regelmässige Menschenopfer ein, die den Charakter religiöser Feiern erhielten. Wenn die Frauen der Assyrer, Syrer und Phönizier ihre Kinder in religiöser Verzückung in den glühenden Bauch des „Moloch" schleuderten und ihre Männer sich zu Ehren der Göttin Aschera verstümmelten, so müssen wir darin mehr als bloss einen bis zum Wahnwitz getriebenen gottesdienstlichen Kult erkennen: nämlich das Äquivalent des unmässigen Fortpflanzungstriebes und der schrankenlosen Geschlechtslust dieser Völker, die ihre jungen

Töchter sich den Brautschatz mit dem eigenen Leibe verdienen und ihre Frauen sich bei den religiösen Festen jedem ersten besten Fremden zu Gunsten der Tempelkasse preisgeben hiessen.

Jeder Volksgebrauch — so darf man wohl schliessen — hat seinen tieferen zuchtwählerischen Sinn und für einen jeden findet sich ein „Gegengebrauch", ein Äquivalent und Ausgleich, der seine schädlichen Wirkungen wieder aufzuheben bestimmt ist. So dürften die wahnwitzigen Schlächtereien der Azteken bei ihren religiösen Feierlichkeiten und Opferfesten in diesem Sinne als Veranstaltungen zur Austilgung der minderwertigen, schwächlichen, hinfälligen, krüppelhaften Volkselemente verstanden werden: denn vornehmlich solche werden doch wohl ausser den Kriegsgefangenen die Opfer gewesen sein; nicht die kräftigsten, tüchtigsten, selbstbewusstesten, herrlichsten und edelsten Individuen, die sich der Henker-Priester zu erwehren im Stande waren. Und wohlgemerkt, überall, wo sich solches Auslesebedürfnis, auch in der brutalsten Form, geltend macht, erkennen wir aus dem Norden gekommene Stämme, die sich in südlicheren Breiten niedergelassen und dort fremde Völkerschaften unterjocht hatten. Wir finden ein solches dagegen nicht bei Kulturvölkern, die im Süden einheimisch oder doch in vorgeschichtlicher Zeit schon ansässig geworden, so dass sie in ihrem Milieu bereits eingelebt waren, bevor sie zur Kulturentwickelung gelangten: nicht bei Ägyptern und Inka — zum Zeugnis, dass es überall ein Überschuss an Kraft ist, der, wo immer die Natur ihn

nicht mehr bändigt, durch soziale oder religiöse Institutionen abgeleitet und vernichtet wird.

* * *

Das moderne Kulturleben kennt solche brutale Ausleseerscheinungen auf der ganzen Erde nirgends mehr. Kindesmord und Aussetzung, Verkauf der heranwachsenden Nachkommenschaft in Dienstbarkeit und Sklaverei mangels zureichender Ernährungsbedingungen, wie unter den ärmeren Klassen in China und in unfruchtbaren Gegenden, sind die grausamsten Formen der künstlichen Sozialauslese, auf die wir heutzutage noch treffen. Wie verhalten sich nun die modernen Kulturstaaten gegenüber dem Ausschuss und Auswurf ihrer Bevölkerung? Dank der unbegrenzten Auswanderungsmöglichkeit und der erleichterten Verkehrsbedingungen braucht der Volksinstinkt nicht mehr zu solch barbarischen Mitteln zu greifen, wie noch im Mittelalter, wo Ketzerverfolgungen und Hexenverbrennungen am Werk waren, um die fremdartigen oder — hier gerade im b e s t e n Sinne — „ausgearteten" Individuen aus der Volksgemeinschaft zu stossen und zu vertilgen, die der öffentlichen Ruhe und Sicherheit der Gesellschaftsordnung durch ihre Originalität gefährlich zu werden drohten. Im Tierreich hat man einen entsprechenden Vorgang beobachtet, wie z. B. bei den amerikanischen Büffelherden, wo ein Exemplar, das in Form und Gestalt von der Norm abweicht, indem es die anderen überragt oder irgend eine Besonderheit an sich zeigt,

dergestalt den instinktiven Hass der ganzen Herde auf sich zieht, dass diese nicht ruht, bis sie das Geschöpf niedergetreten und getötet hat. Individuen, die aus politischen Gründen in die Verbannung oder ins Gefängnis wandern müssen, oder aus irgend einer „Unbeliebtheit“ von den höheren leitenden Staatsstellen oder von der sogenannten „Gesellschaft“ ausgeschlossen bleiben, dürften einem ähnlichen Instinkt zum Opfer fallen. Nordamerika ist das ungeheuere Asyl für alle in diesem Sinne ausgearteten und unruhigen Elemente Europas, die in der alten Heimat „obdachlos“ geworden, und seine Bevölkerung hat den eigentümlich exzentrischen Charakter, die Masslosigkeit ihres Denkens und Schaffens zweifellos der unausgesetzten Durchdringung mit solcherlei Blut aus Europa zu verdanken. Die Amerikaner stellen somit gewissermassen eine „Auslese“ der Europäer nach einer bestimmten Richtung hin dar, durch welche diese von gewissen Elementen frei geworden sind oder sich befreit haben. In Europa selbst bilden die sogenannten „neutralen“ Staaten, die Niederlande und die Schweiz, Zufluchtsstätten für die Individuen der alten grossen Kulturstaaten, denen der heimatliche Boden zu heiss oder die Verhältnisse zu eng geworden sind, und überall zeigt die Bevölkerung dort einen ähnlichen beweglicheren Charakter im Kleinen wie jenseits des Ozeans im Grossen; überall stellt sie eine gewisse „Auslese“ der Europäer dar, welche die liberalen, freiheitslustigen, unfügsamen und schrankenlosen Elemente in sich vereinigt.

Ferner aber weist die moderne Zivilisation Mittel auf, die der älteren abgingen und die unter die gewichtigsten sozialauslesenden Faktoren gezählt werden müssen: die sogenannten „Kulturgifte", Alkohol und Narkotika. Dem Alkohol ist bereits allgemein eine solche Funktion zugesprochen worden, indem besonders die schwächeren, weniger widerstandsfähigen Individuen, die den Kampf ums Dasein nicht erfolgreich durchzuführen vermögen, ihm verfallen und durch seine entnervende Wirkung sanft und allmählich in ein besseres Jenseits hinübergeleitet werden. Opium, Morphium und die sonstigen berauschenden Gifte räumen in demselben Sinne, nur noch rascher und gründlicher, auf. „Endlich wird" — um mit Otto Ammon zu reden — „die merkwürdige Einrichtung unter den Gesichtspunkt der natürlichen Auslese zu bringen sein, welche wir Strafrechtspflege nennen, und die von Haus aus nichts Anderes ist, als eine Anstalt zur Reinigung des menschlichen Keimplasmas von gemeinschädlichen Anlagen."*)

Eine Gesellschaftsordnung mag noch so demokratisch eingerichtet, der Kastengeist und das Kastenwesen überwunden, die Gleichsetzung aller Rechte und Pflichten durchgeführt, die Ausgleichung aller Individuen vollzogen sein, so wird sie naturnotwendig doch immer noch in zwei Stände zerfallen: in Ordnungsmenschen und Gesetzlose, in Vertreter und in Gegner ihrer jeweiligen „Ordnung". Die

*) A. a. O. S. 324.

Demokratisierung und Ausgleichung wird niemals derart durchgeführt werden können, dass nicht ein Ausschuss verbliebe, ein Rest, der nicht in ihren Rahmen hineinpasst. Jede Gesellschaftsordnung, wie vollkommen sie auch sei, ist ein Prokrustesbett, das den Einen zu lang, den Anderen zu kurz angemessen ist: den starken Persönlichkeiten wird sie immer zu eng, den schwachen zu weit sein; jene werden über sie hinauswachsen, diese hinter ihren Anforderungen zurückbleiben, das heisst, nicht fähig sein, in sie hineinzuwachsen, und beide werden mit ihr in Konflikt geraten. Allein der Durchschnitt und Mittelschlag wird sich mit ihr vertragen und sich in sie schicken können.

Dieser unvermeidliche Ausschuss und Rest, zumal an schwachen Charakteren, wird in einer auf sozialer Gerechtigkeit und volkserziehlichen Grundsätzen aufgebauten Gesellschaftsordnung gering, er wird vielleicht verschwindend, aber dennoch immer vorhanden und durch keine Prophylaxis zu beseitigen sein, und eben das negative Ausleseprodukt darstellen, das jede Gesellschaftsordnung als lebendiger Organismus ausstösst und ausstossen muss. Schopenhauer hat den merkwürdigen Vergleich gezogen, dass der Tod des Individuums für die Idee einer Gemeinschaft, des Volkes, der Menschheit dasselbe und nicht mehr bedeute, als die regelmässige Entleerung, welche die Natur dem Einzelorganismus auferlegt. Wiewohl dieser Vergleich weder ästhetisch noch ethisch und in mancherlei Hinsicht „unpassend“ ist, so kann man ihn doch wenigstens auf die

Isolierung und Ausscheidung der verbrecherischen Individuen bezogen und beschränkt gelten lassen. Als Veranstaltung zur Reinigung des menschlichen Keimplasmas von gemeinschädlichen Anlagen wird die Strafrechtspflege immer ihre Geltung behalten, wenngleich sie den Strafbegriff künftighin vorzüglich unter dem Gesichtspunkt der Absonderung und Unschädlichmachung zu fassen haben wird. Der sogenannte fünfte und sechste Stand unserer Gesellschaftsordnung, ihr Bodensatz, ist nicht als ein solcher zu erachten, der für sein Thun und Lassen verantwortlich gemacht und bestraft zu werden verdient, sondern vorzüglich als ein ausgelesenes oder sich selbst unbewusst auslesendes Abfallsprodukt, dessen Entstehung natürlich nach Möglichkeit vorzubeugen ist, das, einmal vorhanden, aber nur unschädlich gemacht werden kann.

Unter diesem Gesichtspunkt der negativen Sozialauslese sind auch alle auf Lebensverneinung und Selbstvernichtung gerichteten Tendenzen zu rechnen, alle verbrecherischen Neigungen, die nicht unter das Strafgesetzbuch fallen, indem sie gegen die eigene Person und das Leben des Individuums selbst sich wenden. Vor Allem der Selbstmord, der direkte wie der indirekte, das Duell, insofern dieses als „Ehrenhandel“ für gewisse Gesellschaftsschichten obligatorisch ist; ferner Ausschweifung, in physischer wie in geistiger Hinsicht, Unmässigkeit und Masslosigkeit, die beide den Körper wie den Geist, und immer den einen durch den anderen, zerrütten. Hinter allen diesen Tendenzen

und Neigungen lauert ein Instinkt, der sich selber aufzuheben, der das Leben des betreffenden Individuums zu verneinen, zu vernichten, auszulöschen trachtet, indem der Organismus sich nicht oder nicht mehr auf die Dauer fähig fühlt, das Leben in höherem Sinne zu acceptieren und erfolgreich, fruchtbringend durchzuführen. Ausschweifende und pessimistische Individuen — denn beides, Ausschweifung und Pessimismus, gehen immer Hand in Hand, wenigstens ist dieser das notwendige Korrelat jener — pflegen in der Regel garnicht zu bemerken, dass sie dem allmächtigen Auslesegesetz der Natur verfallen und durch seine allgegenwärtige Strafrechtspflege zum Tode verurteilt worden sind, die das menschliche Keimplasma von ihrer — „gemeinschädlichen" — Anlage reinigen will.

Das mag hart klingen. Freilich, nicht jeder Pessimist muss notwendig ein Ausschweifender sein, wie umgekehrt allerdings in der Regel der Fall ist, aber die pessimistische Veranlagung weist untrüglich auf einen Konstitutionsfehler, einen organischen Defekt, eine innere Disharmonie und Zerrüttung hin, die das Individuum ausser Stand setzt, das Leben im vollen Sinne aufzunehmen. Schopenhauer, der typische Pessimist, hat den Ursprung und das Wesen dieser Weltanschauung durch sein ganzes Leben bewiesen: dieses war in seiner vollen Dauer ein verzweifelter Kampf aus der Ohnmacht heraus, zu leben, der freilich die herrlichsten, feinsten Geistesblitze und Gedanken gebar, im tiefsten Grunde aber das eigene Leben aufzuheben verlangte. Aus

diesem Untergrunde seines Fühlens und Bedürfens gelangte Schopenhauer zu seiner Lehre von der Verneinung des Willens zum Leben, der Verneinung des Lebens, der Welt überhaupt. So machte er seinen eigenen organischen Konstitutionsfehler und den daraus sich ergebenden inneren Zusammenbruch vor der Aufgabe des Lebens zu einem Konstitutionsfehler der Welt und des Lebens überhaupt. Und wie diesem Grossen im Grossen, so ergeht es uns Kleinen immerfort im Kleinen. Wir Alle unterliegen der Naivetät, unseren Seelenzustand, der ein Spiegelbild unserer organischen Konstitution ist, in die Konstitution der Welt hineinzuprojizieren und unseren eigenen jeweiligen Zusammenbruch zum Zusammenbruch der Welt zu machen. Wir bemerken nicht den Trugschluss, dass in eben dem Augenblick, da wir das Leben verächtlich, wertlos und nicht wert, gelebt zu werden, finden zu dürfen glauben, vielmehr gerade wir als wertlos, verächtlich und nicht weiter wert, gelebt zu werden, von der Gott-Natur selbst erfunden, zum alten Eisen geworfen und langsam ausgeschieden werden! Unser Verzweifeln am Leben ist nicht ein Gericht über das Leben — denn wie sollten wir dieses richten können, das wir nur aus seiner Oberfläche kennen — sondern allein ein Gericht über uns selbst. Das Leben in uns selbst liest uns aus — uns freilich unbewusst. Denn nicht wir leben recht eigentlich, sondern das Instinktive, Dämonische in uns, das ein Teil vom Allleben ist und mit dessen Immanenz in unlöslichem Zusammenhang steht: die „grosse Ver-

nunft“ unseres Organismus lebt durch uns, wir sind als bewusstes Ich nur Werkzeuge in ihrer Hand, Wellen vor ihrem Winde:

Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Es erübrigt sich fast, hier noch ein Wort von Krankheiten und Kriegszügen zu sagen als auslesenden Faktoren, da dieselben als solche längst gewürdigt werden. Jene, als Epidemieen, befallen zumeist die Individuen von geringerer Widerstandsfähigkeit und raffen sie zuerst hinweg, den kräftigeren und lebensfähigeren Raum zur Ausbreitung und Inzucht schaffend. Sie wirken somit gleichfalls reinigend auf das Keimplasma des Volkes, und eine ähnliche Wirkung muss den kriegerischen Unternehmungen, wenigstens der älteren Zeit, zugesprochen werden, die magnetisch alle Existenzen anzogen, die nichts zu verlieren hatten, alle vagabundierenden, aber auch verwegensten, mutigsten, thatlustigsten. Die moderne Heeresorganisation freilich durchkreuzt diese Ausleseform in Etwas, die, wie beim Einzelindividuum, überall von dunklen, dämonischen Instinkten der Volksseele diktiert wird, indem diese Organisation gerade den tüchtigsten, gesündesten, gediegensten Nachwuchs der Austilgung entgegenführt; allein sie wirkt doch immer noch insofern im Sinne der Natur, als die rüstigsten Individuen die grösste, die schwächlicheren hingegen die geringere

Aussicht haben, eines Feldzugs Strapazen zu überstehen.

* * *

Alle die im Vorstehenden aufgeführten zuchtwählerischen Tendenzen und Ausleseerscheinungen — als letzte Ausläufer der Wirkungsweise eines Ur-Milieus oder längst verschwundener vorhistorischer und frühhistorischer Milieu-Verhältnisse — spielen, gleichwie die sich noch immer fortsetzenden Lichtwellen vor Jahrmillionen längst erloschener Fixsterne in unsere Erdatmosphäre, in das grosse überwältigende Milieu hinein, das uns moderne Menschen einschliesst: die moderne Zivilisation und Kultur.

Auf der liberalen, nivellierenden Weltanschauung aufgebaut, wirkt diese Zivilisation jenen Tendenzen unausgesetzt entgegen, die sie, gleichwie ein rastlos flutendes Meer die Felsen, unwiderstehlich zerbröckelt und zerwäscht. Die moderne humanitäre Weltanschauung, deren Fundament die Gleichberechtigung Aller ist, steht den vornehmen Formen der Auslese ebenso feindlich gegenüber, wie den brutalen: der Kastenbildung, wie dem Duell- und Kriegswesen. Ihr Streben geht dahin, die Formen des Kampfes ums Dasein möglichst zu mildern, alle Härten und Rauhheiten des Lebens auszuebenen und hinwegzuglätten, und dieses einem Ideal entgegenzuführen, das in dem Wohlbefinden Aller, der freien Entfaltung aller Kräfte gipfelt und das rechte Gegenstück zu dem Schillerschen Worte darstellt:

Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten —

nämlich in dem Sinne des anderen:

Tausend fleiss'ge Hände regen,
Helfen sich in munter'm Bund,
Und in feurigem Bewegen
Werden alle Kräfte kund ...

Allein so schön dies Alles klingen mag und ein so verlockendes, sehnlichst zu erwünschendes Ziel es darbietet, so darf man doch nicht verkennen, dass durch solche bedingungslose Ausebenung des Lebens die rassebildende Kraft des Volkes nicht nur untergraben, sondern direkt bei den Wurzeln abgegraben wird. Das ist die Tendenz des Milieus, welches wir unsere moderne Zivilisation und Kultur nennen, dass sie jede zuchtwählerische Regung unterdrückt und auf einen ausgeglichenen Typus Mensch hinarbeitet, der, beweglich, geschäftig, geschmeidig, geschäftsgewandt, sich das Leben wundervoll behaglich, gefällig, harmonisch nach dem Gesetze der grössten Leistungsfähigkeit beim geringst erforderlichen Kraftaufwand einzurichten versteht, aber dafür nicht mehr im Stande ist, der Gross-Natur ins Auge zu schauen, das Leben in seinen Tiefen und seinen Höhen, in seiner ganzen Fülle und Stärke zu „erleben".

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Sinn geniessen —

solche Faustische Natur ist dem modernen Menschen darüber verloren gegangen.

Grosse Charaktere und Persönlichkeiten können in unserem Kultur-Milieu nicht mehr aufkommen: sie werden unerbittlich im Keime erstickt oder in der Entwickelung geknickt. In hervorragenden Persönlichkeiten verkörpert sich die Individualität eines Volkes: das will besagen, seine ursprüngliche Rassenhaftigkeit, die im Laufe der Kulturentwickelung durch mannigfache Blutmischung, Abartung und Entartung verändert, überwuchert, versteckt worden, bricht in ihnen mit erneuter Kraft wieder durch. Jedes geniale Individuum steht der Urnatur seines Volkes um einen Schritt näher, als seine Zeitgenossen. Die rassebildende Kraft, welche in ihm mit ursprünglicher, gleichsam vulkanischer Gewalt ans Licht tritt, lässt sich mit der grossen Lebens- und Naturkraft vergleichen, wie sie denn im letzten Grunde nichts Anderes darstellt, als einen Teil und eine Abwandlung von dieser auf der Stufe und in die Form des Menschenwesens eingegangen. Ihre Lebensintensität wurzelt in der Ursprünglichkeit des Volkstums, die zu ihrer Erhaltung wiederum, wie wir sahen, Wald- und Hochgebirgsland, wilde Natur braucht, so dass man sagen kann, die rassebildende Kraft eines Volkes wachse und schwinde mit dieser. „Wenn es einmal in der Welt keine Wilden und keine Barbaren mehr giebt, ist es um uns geschehen," behauptet der alte Georg Christ. Lichtenberg, und der Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich Riehl fragt, ob nicht hinter der „wohlthuenden Humanität" unserer Kultur gegen die Einzelnen eine Barbarei gegen das Ganze lauert,

ob nicht, wie selbst Herder, der grosse Verkünder der Humanität, sagt, „das, was wir Kultur nennen, oft bloss eine verfeinerte Schwachheit ist“*)? Das will besagen, wenn es einmal keine Wilden und Barbaren mehr giebt, dann ist es um die rassebildende Kraft der Menschheit wie der einzelnen Völker in sich geschehen.

So sind die Alpen für den Süden und Skandinavien für den Norden Europas, die Mittelgebirge im engeren Sinne für Deutschland die Quellen dieser Kraft, und ihre Ausschaltung würde in ethnischer Hinsicht nichts Anderes bedeuten, als in wirtschaftlicher das Abhauen der Wälder und das Austrocknen der Flüsse. Die Alpenbevölkerung speist die europäischen Kulturländer unausgesetzt mit rassebildender Kraft, namentlich Frankreich lebt geradezu von dem stetigen Bevölkerungsstrom, den es aus der Schweiz erhält. Die Behauptung mag übertrieben erscheinen, aber sie ist es in der That nicht — cum grano salis verstanden — dass die Franzosen ohne diesen ihren ethnischen „Golfstrom“ längst ausgestorben sein könnten. Die statistisch erwiesene langsame Abnahme ihrer Bevölkerungszahl würde eine rapide werden ohne die frischen Kräfte, die ihnen vorzüglich aus den Alpen zuströmen. Frankreich, dieses fruchtbarste, ertragfähigste, reichste Land Europas, ist in ethnischer Hinsicht das unfruchtbarste. Seine geologischen Formationen bieten die denkbar ungünstigsten Bedingungen für die rassebildende Kraft des Volkes.

*) Naturgeschichte des Volkes, III (Die Familie), 212.

Das Land hat keine Mittelgebirgszüge, die sich mit denen Deutschlands vergleichen liessen; keine entsprechenden Abstufungen in Hochebenen, Waldgebiete, Heiden und Ödländer zwischen dem Kulturboden. Seine Höhen ziehen sich gegen die Grenzen hin. Das Land ist im Inneren im Grossen und Ganzen ein fruchtbarer Garten, der scheinbar die günstigsten Bedingungen für die Volksvermehrung darbietet, in der That aber als solcher die Lebenskraft des Volkes untergräbt. Erwiesenermassen weist die keltische Rasse eine geringere Fruchtbarkeit auf, als die übrigen europäischen im Allgemeinen und die germanische im Besonderen, und vielleicht die geringste von allen Rassen. Man hat bisher vergebens nach einer zureichenden Erklärung für diese merkwürdige Thatsache gesucht; wir glauben eine solche in dem Mangel an einem ausreichenden zuchtwählerischen Milieu, an zureichenden natürlichen Auslesebedingungen erblicken zu dürfen. Herbe Naturverhältnisse und karge Ernährungsbedingungen drängen überall auf Steigerung des Zeugungstriebs und Erzielung zahlreicher Nachkommenschaft hin, wie wir dies bei den unteren Volksschichten, insbesondere bei der Land- und Gebirgsbevölkerung, gegenüber den wohlhabenden und gebildeten Klassen wahrnehmen können. Reichliche, zumal überreichliche Ernährung scheint den Zeugungstrieb wie auch das körperliche Wachstum einzuschränken, sparsame ihn zu fördern. Das französische Volk gleicht einer wohlhabenden Familie, deren Fortpflanzungsfähigkeit nicht allein durch den von Eitelkeit und Bequemlich-

keit suggerierten Gedanken des Zweikindersystems, sondern vorzüglich durch überreichliche Ernährung im Bunde mit geringerer Krafterfordernis zur Nahrungserlangung im Laufe der Jahrhunderte geschwächt worden ist.

* * *

Frankreich liefert einen schlagenden Beweis für die Thatsache, dass die Rassekräftigkeit eines Volkes in umgekehrtem Verhältnis zu der Fruchtbarkeit seines Grundes und Bodens steht. Je härter, das heisst unergiebiger dieser ist, je mehr Mühe aufgewandt werden muss, um ihm die Notdurft und Nahrung abzuringen, um so grössere Aussicht hat ein Volk, sich zu einem starken, hochgewachsenen, widerstandsfähigen Menschenschlag durchzuzüchten. So darf man im Allgemeinen schliessen; natürlich hat dies wiederum seine Grenzen. Ein Boden, der auch bei dem grössten Aufwand von Arbeitskraft nur kümmerliche Nahrung liefert, und ein Land, das seinen Bewohnern nur Hunger und Entbehrung auferlegt, wird immer nur ein kümmerliches, verelendetes Geschlecht erstehen sehen. Der aufgewandten Mühe muss der Ertrag einigermassen entsprechen. „Fleiss, den keine Mühe bleichet“ — aber der auch der Mühe lohnt! Auf Hungerjahre müssen Jahre der Fülle, auf magere müssen fette Kühe folgen. Vielleicht hat gerade der periodische Wechsel von guten und schlechten Jahren in den nordischen Ländern die verheissungsvolle Durchzüchtung der germanischen Rasse geübt, wie der Wechsel von Sommer und

Winter ihr reicheres Gemütsleben erweckte, während die stetigere und gleichmässiger ertragfähige Natur des Südens die keltischen und romanischen Völker in friedlichem und trägem Genusse ihres Daseins liess.

Diese Auffassung steht in entschiedenstem Gegensatz zu der materialistischen Geschichtserklärung, die alle Volks- und Kulturentwickelung allein durch das jeweilige günstige oder ungünstige Milieu begründet wissen will, und der aus ihr entsprungenen sozialistischen Wirtschaftspolitik, die nur den gut- nnd den schlechtgenährten Menschen kennt und von jenem alles Heil wie von diesem alles Unheil absieht. Die moderne Sozialpolitik kennt in dieser Hinsicht nur Schwarz und Weiss, Himmel und Hölle, Engel und Teufel, und hat keine Ahnung davon, dass noch ganz andere Mächte und geradezu entgegengesetzte Verhältnisse in Wirkung treten müssen, um den im höchsten Grade leistungsfähigen Menschen zu erzielen. Wir haben darzuthun gesucht, dass nicht sowohl der ebenmässige, gutgenährte, ebensowenig freilich wie der schlecht-, das heisst unterernährte Mensch der verheissungsvollste ist, sondern der unter einer gewissen zuchtwählerischen Entbehrung erwachsene, welche seine Kräfte stetig anspornt, ohne sie doch zu erschöpfen. Es will scheinen, als ob eine haarscharfe Bilanz zwischen Kraftverbrauch und Kraftersatz walten müsse, oder vielleicht auch eine kleine, minimale Unterbilanz, um einen Menschen, ein Volk, eine Rasse hinaufzuzüchten und in fortschreitender Entwickelung zu erhalten. Wiewohl nun die moderne Kulturmenschheit, wenigstens der besser-

situierten Stände, an Überernährung leidet, so stellt doch die moderne Kultur an Alle, die in der Kulturarbeit stehen, so ungeheure Anforderungen an Kraft und Fähigkeit, dass sich hier die rechte Bilanz von Kraftverbrauch und Kraftersatz leicht wiederherstellen dürfte. Das wäre dann nur wiederum ein Beleg für unsere Auffassung, und wir finden eine entsprechende weitere Bestätigung derselben bei Francis Galton, der so weit geht, zu behaupten, die Bedürfnisse der Zentralisation, des Verkehrs und der Kultur erforderten mehr Hirn- und Geisteskraft, als unsere Rasse im Durchschnitt besitze. Wir befänden uns in einem schreienden Mangel an Vorrat und Geschick für alle Lebensstellungen, denn sowohl die Klassen der Staatsmänner, der Philosophen, der Handwerker, als auch die der Arbeiter, befänden sich nicht auf der Höhe der Leistungsfähigkeit für die jetzigen Anforderungen. Eine ausgebreitete Zivilisation, wie die unsrige, umfasse mehr Interessen als die gewöhnlichen Staatsmänner oder Philosophen unserer gegenwärtigen Rasse zu bewältigen vermöchten, und sie erforderten grössere Verstandesleistungen, als unsere Handwerker und Arbeiter zu vollbringen im Stande seien. „Unsere Rasse wird erdrückt," so schliesst der englische Forscher, „und bis zur Entartung getrieben durch die Anforderungen dieser übermässigen Mächte."*) Wenngleich uns seine Auffassung in diesem Satze zu weit getrieben erscheint, so finden wir doch in den gesteigerten Anforderungen das Gegengewicht gegen

*) Hereditary Genius. S. 345.

die Schäden der Überkultur hier gut getroffen. Zuchtwahl und Auslese in dem und durch das Kulturleben!

Diesen Gesichtspunkt der natürlichen Zuchtwahl und Auslese, die sich bis in die feinsten und höchsten Verzweigungen des Kulturlebens mit ebenso unwandelbarer Naturgesetzlichkeit geltend macht, wie überall in der Gross-Natur, hat Gobineau in seiner Rasse-Theorie völlig ausser Acht gelassen, indem nach ihm die Tüchtigkeit der europäischen Völker sich allenthalben einzig und allein auf das germanische oder arische Element gründen, bezw. auf den Bestandteil zurückzuführen sein soll, den jene von diesem in sich aufgenommen haben. Und insofern steht unsere Auffassung auch in gewissem Gegensatz zu der Gobineauschen. Freilich war es das germanische Element, welches, als unter schärfster Zuchtwahl erwachsen, überallhin sozusagen den zuchtwählerischen Charakter und Geist trug, durch den die Völker emporgebracht worden und immer werden. Aber dieser ist nicht notwendig allein mit dem germanischen Element verbunden; er spielt seine Rolle und tritt in Wirkung auch wo dieses nicht vorhanden und nur die erforderlichen Naturfaktoren in Kraft sind. Gobineau wollte von dieser naturschöpferischen Arbeit, wie denn überhaupt von Darwinismus und Entwickelungslehre, nichts wissen, die sich mit seiner erzkatholischen und strengbiblischen Überzeugung nicht vereinigen liessen. Zuchtwahl und Auslese spielt, wie wir sahen, überall in das Leben der Rassen und Völker hinein und

bildet gleichsam den „Zettel“, zu welchem Rassenkreuzung und Blutmischung den „Einschlag“ abgeben. Sie tritt mit naturgesetzlicher Unfehlbarkeit in die Erscheinung, wo immer zuchtwählerische Milieu-Verhältnisse sich aufthun, und sie bearbeitet alles Menschenwesen, das sie unter die Finger bekommt — gleichviel ob Germane, Romane, Kelte, Slawe, Mongole — in der gleichen Weise, wiewohl freilich nicht mit gleichem Erfolge. Sie lässt wie der Herrgott regnen und die Sonne scheinen über „Gerechte“ und „Ungerechte“ — aber der Germane wird in diesem Wettbewerbe vor seinen Partnern freilich immer einen gewaltigen Vorsprung haben. Herbe Natur- und zuchtwählerische Lebensbedingungen werden auch heute noch aus seinen Nachfahren mehr herauszuholen vermögen, als aus irgend einem anderen Rassewesen. Das ist der grundlegende Unterschied zwischen „Rasse“ und „Rasse“: sie stehen dem Milieu, das sie erwartet, nicht gleichwertig gegenüber; aus diesem Grunde vermögen auch gleiche oder ähnliche Natur- und Milieu-Verhältnisse aus der einen mehr zu machen, als aus der anderen, wiewohl zuchtwählerische aus einer jeden mehr machen, als aus einer, die solchen nicht untersteht. Diese vermögen doch immerhin aus einer lebenskräftigen, plastisch begabten Rasse etwas herauszuholen, auch wenn ihr nicht gerade germanisches Blut zu Grunde liegt: sie müssen jede Rasse in gewissem Grade hinaufzüchten, während allzu günstige sie überall degenerieren lassen.

Diese Wirksamkeit darf beim Abwägen der Rassen- und der Milieu-Thätigkeit gegeneinander nicht ausser Acht gelassen werden: sie ist gleichsam die Resultante aus dem Parallelogramm der Kräfte, das diese beiden darstellen, die, gleich Null bei einer gänzlich unfähigen Rasse, die der natürlichen Zuchtwahl keine entwickelungsfähige Anlage entgegenbringt, die stärksten Kraftentfaltungen hingegen bei zugkräftigster Stellung der beiden Entwickelungsfaktoren zueinander erzielt: nämlich, um in obigem Bilde zu bleiben, je geringer der Winkel ist, den die beiden Komponenten in diesem Kräfteparallelogramm bilden und je mehr infolge dessen die Resultante sich ihrer Summe nähert.

* * *

Die pyrenäische Halbinsel dürfte von allen europäischen Ländern die günstigsten Bedingungen zur Emporzüchtung einer Rasse darbieten, die allerdings den mannigfachen, abwechselungsreichen geologischen Formationen dieses Landes wiederum die entsprechende entwickelungsfähige Rassenhaftigkeit entgegenbringen müsste.

In der That hat Spanien das Glück erfahren, zu wiederholten Malen von verschiedenen Rassen überzogen worden zu sein und demgemäss drei einander ablösende Kulturblüten zu erleben. Der iberische Grundstock der Halbinsel, von Kelten überwältigt und zu der neuen Rasse der „Keltiberer“ verschmolzen, nahm in der Folge hamitische (karthagische), helle-

nische und römische Elemente in sich auf und entfaltete unter dem massgebenden Einflusse Roms eine eigene Kulturblüte, welche die sinkende römische ablöste und um Einiges überdauerte. Sie ging in den Stürmen der Völkerwanderung unter, um im Laufe der folgenden Jahrhunderte der Bildung einer neuen Rasse Raum zu geben, die einerseits aus dem von Norden eingedrungenen germanischen, andererseits aus dem von Süden vordringenden maurischen Element erwuchs. So sehen wir denn in der Folge auf diesem durch seine klimatische Lage wie seine geologische Beschaffenheit gleichermassen begünstigten Boden aus jenen beiden neuen Rasseelementen zwei Kulturen sich erheben, die in Wettbewerb und Kampf miteinander traten und nicht ruhten, bis die eine (gotische) die andere (maurische) verdrängt und vernichtet hatte. Beide sogen aus ihrer Reibung aneinander ihre hohe Kraft und Blüte; die nördliche, germanische aber, die in der Folge dem modernen „Spanier“ das Gepräge verleihen sollte, ihre wachsende Überlegenheit über die südliche aus der schärferen Auslese, der ihre so lange auf das Gebirge von Asturien beschränkt gewesenen Träger unterworfen waren.

Die pyrenäische Halbinsel stellt eine für die Zwecke der natürlichen Zuchtwahl geradezu ideale Abstufung von Norden nach Süden in wechselnden Höhenzügen und Hochebenen dar, welche die kühlere Temperatur und das rauhere Klima der gemässigten Zone auf engem Raum mit dem üppigen tropischen der grossen ost-westlich ziehenden Flussthäler und

der südlichen Küstengebiete vereinigen. Wir haben Ähnliches bereits von der grossbritannischen Inselgruppe ausgesagt. Abgesehen aber von der mangelnden Gliederung seiner Küste, worin es hinter allen übrigen europäischen Inseln und Halbinseln zurücksteht, geniesst das Land den Vorzug vor dieser, auch auf seinen hoch- und höchstgelegenen Gegenden von einem südlichen Himmel überspannt zu sein; es ist frei von nordischem Nebel und erfreut sich überall südlicher Klarheit und Lichtfülle.

Freilich haben wir im Vorigen ein „Spanien“ geschildert, das längst nicht mehr existiert, aber das Spanien, welches seine einstige vielrassige Bevölkerung zu der hohen Kultur des 15. und 16. Jahrhunderts befähigte. Man darf sich unter diesem Spanien nicht das heutige entwaldete und ausgedörrte Land vorstellen, sondern das noch im Besitze seiner ausgedehnten Coniferen- und Laubwaldungen befindliche jener Tage, von murmelnden Quellen und Bächen erfrischt und belebt wie ein nordisches Hochland. Aus einem solchen Milieu gingen die prachtvollen ritterlichen Gestalten der alten Hidalgos hervor, der vornehmsten Menschen, die Europa bisher getragen, neben denen die Kavaliere der späteren französischen Zeit sich ausnahmen wie — um einen starken Vergleich zu gebrauchen — dressierte verkleidete Affen neben Menschen. Diese geborenen Herrenmenschen, welche nach dem Untergang der Hohenstaufen und mit dem Emporkommen der Habsburger die wahren Beherrscher Europas werden zu sollen schienen und

diesem, wie der unter ihrer Flagge erschlossenen neuen Welt, bereits ihr Gepräge zu verleihen begannen, wurden in ihrer natürlichen und kulturellen Zuchtwahl und Auslese durchkreuzt und gestört durch ein Moment, das wir an anderer Stelle*) als ein Wiederdurchschlagen des keltiberischen Grundstocks der pyrenäischen Bevölkerung gegen ihre Herrengeschlechter aus germanischem Geblüt gewürdigt haben. Diese Reaktion vollzog sich unter dem Zeichen der katholischen Kirche und ihr Werkzeug war die Inquisition. Wir erkennen darin ein Ausrottungs- und Rassereinigungs-System, das sich zunächst gegen die heidnischen Ketzer, Mauren und Juden, wandte, um in der Folge mit nicht verminderter Unerbittlichkeit auch gegen das rein spanische Geblüt zu wüten, wo immer dieses sich ketzerisch — oder, ethnologisch gesprochen, „germanisch“ — gebärdete. Von Ferdinand und Isabella inauguriert und sanktioniert, wurde diese Rassereinigung und Rasseneuprägung von Philipp II. vollendet, der dem Lande damit die „Ruhe“ — nämlich die Ruhe des Kirchhofs — wiedergab, unter dem seine Kulturblüte begraben lag mit den hingemordeten, im wahren Sinne des Wortes besten — frei- und grosszügigen — Geistern. Eine Kultur, die sich an die Namen Cervantes, Calderon, Lope de Vega, Murillo knüpfte! Seit jenen Tagen gab es bis auf die neuere Zeit in Spanien keine in

---

*) Das Keltentum in der europäischen Blutmischung. Der „Kulturgeschichte der Rasseninstinkte“, I. Teil, S. 194 ff.

diesem Sinne beachtenswerte Menschenerscheinung mehr, so wenig wie seit den Tagen der Renaissance, die gleichfalls unter den Händen des spanischen Katholizismus verblutete, eine solche in Italien, und wir mögen aus der folgenden vortrefflichen Darstellung, die Galton von dieser negativen Auslese in Spanien giebt, ersehen, auf welch systematische Weise die Kraft dieser Nation gebrochen wurde.

„Nachdem die Kirche zunächst alle Individuen mit Beschlag belegt," heisst es da, „die gediegenen (gentle) Charakter zeigten, und sie zur Ehelosigkeit verurteilt hatte, warf sie zum andernmal ihre ungeheueren Netze aus, um die furchtlosesten, Wahrheit suchenden und in ihrer Art und Weise zu denken intelligentesten und deshalb für höhere Zivilisation geeignetesten, zu fangen und ihre Fortpflanzung zu erschweren, wenn nicht zu verhindern. Dafür überliess sie es den knechtischen, gleichgültigen und unfähigen Elementen, der Aufgabe der Fortpflanzung zu dienen. Während sie solchermassen die menschliche Natur heruntergebracht (brutalized), entwürdigte sie noch dazu die der intelligenten, aufrichtigen und freien Individuen. In welcher Ausdehnung diese Verfolgung gewirkt haben muss, mag an einigen überlieferten statistischen Angaben ermessen werden. So ist die spanische Nation durch Märtyrertum und Einkerkerungen von Freidenkern gereinigt worden um 1000 Personen jährlich während der drei Jahrhunderte von 1471 bis 1781, von denen durchschnittlich 100 jedes Jahr hingerichtet und 900 eingekerkert wurden. Im Ganzen wurden während

der dreihundert Jahre 32000 Menschen verbrannt, 17000 in effigie, von denen wohl die meisten im Gefängnis starben oder aus Spanien entflohen, und 291000 zu verschiedenen Arten von Einkerkerung oder anderen Strafen verurteilt. Es ist unmöglich, dass ein Volk unter einer solchen Politik nicht eine gründliche Verschlechterung seiner Nachkommenschaft erlebt haben sollte, die als offenkundiges Ergebnis in der Gestalt der abergläubischen und stumpfsinnigen spanischen Rasse unserer Tage vorliegt.“ *)

Durch solche „künstliche“ Durchzüchtung, die sich in geringerem Grade in allen europäischen Ländern gleichzeitig abspielte, wurde die Kulturentwickelung des 17. und 18. Jahrhunderts in andere Bahnen gelenkt, als sie sonst wohl genommen haben würde. Frankreich konnte die gebietende Macht in Europa während dieses Zeitraums nur werden, weil und nachdem ihm Spanien Raum dazu gelassen. Die Kraft der französischen Nation verblutete in der Folge in ähnlicher Weise wie die des stammverwandten Nachbarvolkes, unter den Dragonaden und der Hugenottenverfolgung, und sie erhielt ihren Todesstoss in der grossen Revolution und den napoleonischen Kriegen, um damit den benachbarten germanischen Nationen — England und Deutschland — seinerseits Raum und Freiheit zu lassen zur Lebensentfaltung, die unter entsprechenden Rassereinigungsprozessen nicht in dem Grade gelitten und noch darüber die wertvollsten, aus den romanischen

*) A. a. O. S. 344—345.

Ländern den Verfolgungen entkommenen Individuen in sich aufgenommen hatten. Wir müssen es uns im Übrigen versagen, auf diese Volks- und Rassenbewegungen und Umprägungen in den verschiedenen europäischen Ländern hier im Einzelnen weiter einzugehen, und verweisen auf die eingehende besondere Darstellung derselben, die wir an dem wiederholt angeführten Orte gegeben haben*). Nur in grossen Zügen können wir diese Verhältnisse hier berühren, und wollen zu diesem Zwecke noch auf das Spanien sowohl geographisch als seinen ethnisch-kulturellen Zuständen nach entgegengesetzteste Land zu sprechen kommen: Russland.

* * *

Die slawische Rasse muss bereits in vorgeschichtlicher Zeit mongolisches Blut in starkem Masse in sich aufgenommen haben. Die wiederholten Mongolenstürme während des Mittelalters und die Tatarenherrschaft, der Russland von 1225—1480 unterstand, haben dieser Rasse den zugleich zähen und impulsiven — um nicht zu sagen explosiven — Charakter verliehen, durch den sie sich so auffällig von ihren arischen Stammesgenossen unterscheidet. Insbesondere hat sie aus dem mongolischen Element die animalische Energie gewonnen, an welcher die arische hinter der mongolischen Rasse weit zurücksteht, jene Energie, vermöge deren die Mongolen alle asiatischen

*) Vgl. Anmerkung S. 155.

Staaten von China bis Indien, Persien, Arabien und Byzantinien erschüttert und mit ihrem Element durchdrungen haben. Die Wellen des letzten grossen Mongolensturmes brachen sich an der eisengepanzerten Mauer der schlesischen Ritterschaft am 9. April 1241 in der Schlacht auf der Wahlstatt; die Wellen des letzten kleinen im Jahre 1529 an den Mauern Wiens. In der Verbindungslinie beider, d. h. an der östlichen Grenze deutscher Zunge, dürfte auch die Grenze laufen, bis zu welcher die europäische Bevölkerung intensiv mit mongolischem Blute durchsetzt ist.

Als eine besonders charakteristische Eigentümlichkeit der slawischen Rasse, die man selten bei ganz barbarischen und nicht häufig bei mässig zivilisierten Völkern findet, bezeichnet ein englischer Anthropologe diese, dass sie sich ihrer Mängel und Verfehlungen allezeit voll bewusst und besorgt gewesen, sie zu verbessern und auszugleichen. Melancholie und Sentimentalität sind in der Regel das Ergebnis der Mischung allzu gegensätzlichen Blutes. Der unwirtliche, eintönige Charakter des sarmatischen Steppenlandes im Bunde mit der despotischen Misswirtschaft begünstigte diese Seelenverfassung und zeitigte die merkwürdige Vereinigung von zäher Widerstandsfähigkeit und stumpfer Apathie, von trägem Gehen- und Sichgehenlassen einerseits, das sich in dem gäng und gäben russischen „Awóss“ und „Nitschewó“ ausspricht, und dem hohen gläubigen Seelenadel andererseits, dem duldenden Sich-ergeben in sein Schicksal, das Tolstoj in seinen russischen Bauerngestalten so ergreifend zu schildern wusste.

Wir folgen hierbei der Schilderung, die Fr. Meyer (von Waldeck) in seinem Werke über Russland vom Charakter des russischen Volkes giebt: „Der Grossrusse ist aus tiefstem Seelengrunde religiös, dabei aber doch von der liebenswürdigsten Toleranz in Glaubenssachen; er ist eher weltbürgerlich als national gesinnt, und besitzt dabei einen ungewöhnlich lebhaften, allgemein menschlichen Geselligkeitstrieb. Nicht bloss mit seinen Mitmenschen, auch mit Fremden, vollends mit Kindern, endlich sogar mit seinen Haustieren verkehrt er, wie schon die stehenden Anreden in der Konversation (Väterchen, Mütterchen, Täubchen, Seelchen) andeuten, in geradezu zärtlicher Weise. Er teilt mit Bedürftigen sein letztes Stück Brot und bewahrt stets nicht bloss ein Herz, nein, eine geradezu brüderliche Gesinnung für Verbrecher und Übelthäter, die er nie so, sondern ‚Unglückliche' nennt. Allerdings ist dieses starke soziale Gefühl, die eigentümlichste Stärke seines Charakters, nur der Ausfluss eines Gefühls zahlreicher eigener Schwächen, allen voran der Genusssucht — und der Geldgier zur unmässigen Befriedigung derselben, endlich eines beispiellosen Leichtsinns, der sich spielend in die grössten Gefahren begiebt und fast gleichgiltig Glück und Unglück, auch den Tod, über sich ergehen lässt. Zwei bei jeder Gelegenheit gebrauchte Lieblingswörter: ‚Awóss und Nitschewó', im Deutschen nicht mit einem Worte wiederzugeben, aber des Sinnes: ‚Was kümmert mich die Zukunft; lass kommen, was kommen mag', und: ‚Das schadet nichts, das thut

nichts! Lasst's nur gehen' — charakterisieren diese Seite seines Wesens. Er lebt nur in und für den Augenblick, unbekümmert um sich selbst, um jede Zukunft."

Diese Mischung von Apathie und Sentimentalität, von Brutalität und feinster Empfindungsfähigkeit ist das zuchtwählerische Produkt der Steppe, wie die Gegensätze von eisigem Fanatismus und warmherzigem Edelmut das der arabischen Wüste, von furor teutonicus und tiefem Gemütsleben das des germanischen Nordens. Die physische Ausdauer und Widerstandsfähigkeit ist hauptsächlich auf eine ausserordentliche Entwickelung des Herzens, Magens und der Lunge zurückzuführen, mithin auf eine kräftige Ausbildung des sympathischen Nervensystems, in welchem mit dem Ernährungsapparat zugleich das Empfindungsleben verschlungen ist. Im Gegensatz hierzu ist das cerebrospinale System, das wir kurz als die „Natur" des Menschen bezeichnen wollen, indem es die Grundlage und den Sitz der praktisch-vernünftigen, klugen Lebenshaltung und -führung darbietet, bei den Sarmaten von allen (weissen) Kulturrassen am Weitesten in der Entwickelung zurückgeblieben. Dieses System findet man vorzüglich bei Bergvölkern entwickelt, jenes bei Völkern der Ebene, oder, anders und vielleicht zutreffender ausgedrückt, das eine bei Fussvölkern und das andere bei Reitervölkern. Wir haben im Vorigen gesehen, dass „Langbeinigkeit" vorzüglich der arischen Rasse zukommt, welche das Pferd in vorgeschichtlicher Zeit

nicht kannte, „Kurzbeinigkeit“ der mongolischen, die es frühzeitig zum Reiten benutzen lernte. Jene ist von Natur aus mit hoher Statur verbunden, diese mit untersetzter. Langbeinigkeit deutet auf eine starke Entwickelung des cerebrospinalen Systems, Kurzbeinigkeit auf eine solche des sympathischen. Es ist bekannt, dass die mongolische Rasse die genügsamste und anspruchloseste von allen ist; ein chinesischer Arbeiter lebt unter Umständen von Ratten und Mäusen, eine Lebenshaltung, die der Geringste aus einer weissen Kulturnation nicht acceptieren würde. Der Mongole vermag Hunger und Durst am Längsten und Dauerbarsten zu ertragen. Der Germane andererseits ist hierzu am Wenigsten, vielleicht am Wenigsten auch unter allen weissen (arischen) Völkerschaften befähigt. Er bedarf reichliche und gute Nahrungszufuhr, um auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit zu bleiben, und er erschlafft am Ehesten unter Mangel und Entbehrung, wie er im Übrigen sich allen anderen Rassen überlegen zeigt, wo immer er seine Bedürfnisse und höheren Ansprüche an das Leben befriedigt sieht. Während nun die übrigen europäischen Kulturvölker durchaus auf diesen germanischen Ton gestimmt sind, bilden die Russen eine Ausnahme, indem sie ihren stark mongolisierenden Charakter vorzüglich durch eine Bedürfnislosigkeit verraten, die auf mangelndem Verständnis und Geschmack für eine gefälligere, reichere, schmuckvollere und frohsinnigere Lebensführung beruht. Der Slawe wird prunksüchtig, wenn er zu Reichtum gelangt; dem Germanen

ist dieser vor Allem Mittel zum Zweck, seines Lebens froh zu werden und es in gefälligeren (künstlerischen) Formen darzuleben. Die Bedürfnislosigkeit, welche der grosse russische Prophet Tolstoj predigt, ist echt russisch*): nämlich als verklärter Ausdruck der freudlosen apathischen Genügsamkeit, die den Grundzug der mongolisierenden Rassen bildet und der slawischen von diesen mitgeteilt worden ist.

Mag nun diese Genügsamkeit in der Natur der Rasse liegen und durch ein ungemein dauerhaftes und widerstandsfähiges sympathisches System begründet sein, so wird sie doch noch begünstigt, das heisst auf dem Wege der natürlichen Auslese fortgezüchtet durch das „Milieu", in dem die Slawen, speziell die Russen, heimisch sind: die Steppe. Wie die Germanen ihren Rassetypus, die hohe Statur, in dem nordischen Gebirgsland, so haben die Mongolen den ihrigen, die gedrungene Gestalt, zweifellos in der nordischen Steppe erworben, die, wie sie den Pflanzenwuchs daniederhält und nur Klein- und Krummholz allenfalls vor den Winden aufkommen lässt, so auch den Menschenwuchs beschränkt und herunterdrückt. Eine Art „Mimicry" waltet hier wie dort. Nicht der hohe, sondern der geringe Wuchs wird den Steppenbewohner am Sichersten allen Fährnissen entgehen lassen, indem er ihn in der unabsehbaren Fläche verschwinden macht, während der stark- und hoch-

*) Vgl. „Die erste Stufe".

gebaute auf den Höhenzügen und im Gebirge am Besten gedeiht und eine Auslese im Sinne seines Rassetypus erfährt. Sibirien, die Urheimat der Mongolen, hat den mongolischen Typus auf dem Wege der natürlichen Auslese und Zuchtwahl geboren, wie Skandinavien den Germanen; und das mitteleuropäische Bergland einerseits wie die sarmatische Steppe andererseits haben in der Richtung dieser Auslese weitergewirkt auf die Völker, die sich ihnen anvertrauten. So hat sich der germanische oder germanisierende Charakter in Mittel-, Süd- und West-Europa durchgesetzt und erlebt dort seine stetige Wiedergeburt und Erneuerung, während der mongolische oder mongolisierende in dem ungeheuren osteuropäischen Steppengebiete seinen stetigen Nährboden findet, dem gegenüber alle Germanisierungsversuche auf die Dauer machtlos sind und erfolglos bleiben werden. „Heil und Heimat des Semiten ist die Wüste, des Germanen Wald und Berg, des Sarmaten die Steppe," sagt A. Peez*), und bezeichnet damit den Kern der Sache, im Sinne dessen das rechte zuchtwählerische Milieu für die Grundnatur einer Rasse als ihre wahre Heimat und ihr Heil zu erachten ist.

*) Europa aus der Vogelperspektive.

V. Kapitel.

Das germanisch-deutsche Kultur-Milieu.

Nächst dem Engländer Thomas Buckle gilt der Franzose Hippolyte Taine als hervorragendster Begründer der Milieu-Theorie, welche die ganze geschichtliche und Kulturentwickelung der Völker aus dem äusseren Naturkomplex ganz in materialistischem Sinne nach dem Kausalzusammenhang erklären zu können meint.

Während jener aber das individuelle, oder, ethnologisch gesprochen, rassenhafte Element völlig abweist und ausscheiden lässt bei seiner Erklärung der grossen Staaten- und Kulturbildungen, räumt dieser ihm einen, wenn auch bedingten, Einfluss ein. Zwar lässt auch Taine ganz wie Buckle die Kulturen aus dem Boden erwachsen, auf dem sie stehen, und mit ihm verwachsen sein, allein er erklärt andererseits die Grundverschiedenheit der romanischen und der germanischen Kulturen aus der grundverschiedenen Veranlagung der betreffenden Rassen, die er freilich wiederum auf ein sozusagen „romanisches“ — südlich-klares — und ein „germanisches“ — nordisch-nebelhaftes — Milieu zurückzuführen sucht; ohne indessen der Wechselbeziehung von Rasse und Milieu tiefer auf den

Grund zu gehen und den Schwerpunkt endgültig in dem rassenhaften Element zu finden. Taine verfolgt die Schicksale germanischer Rassen in germanischem Milieu und der romanischen — wie er vermeint — in romanischem, und stellt beide als von Grund aus gegensätzlich in ihrem Rassen-Milieu, das heisst in der jeweiligen unlösbaren Verschlingung von Rassen- und Milieu-Charakter, einander gegenüber. Hätte er das Schicksal nur eines einzigen germanischen Stammes in romanischem Milieu, etwa der Langobarden in Italien, der Goten in Spanien, der Franken in Gallien, verfolgt, dann würde er dem Rassenhaften das Gewicht als ausschlaggebendes Moment nicht mehr haben streitig machen können. Dem weicht Taine indessen aus, indem er die Durchdringung der romanischen Welt mit germanischem Blut seit den Tagen der Völkerwanderung, bezw. das Erwachsen der romanischen Kulturen der neueren Zeit aus dieser germanischen Befruchtung, durchweg ableugnet und sich z. B. zu der Behauptung versteigt, das italienische Volk habe seinen Schönheitssinn und seine künstlerische Kultur dem Umstand zu verdanken, dass es das Glück gehabt, „nicht germanisiert, das heisst nicht in demselben Masse wie die anderen Länder Europas durch die Einwanderung der Völker aus dem Norden unterdrückt und umgewandelt zu werden“ *). Die Barbaren hätten sich — nach Taines

*) Philosophie de l'art. Deutsch von Ernst Hardt (Eugen Diederichs, Leipzig), S. 120.

Meinung — in Italien nur zeitweise oder nur oberflächlich aufgehalten. Westgoten, Franken, Heruler, Ostgoten, alle hätten es wieder verlassen oder seien sehr schnell daraus verjagt worden, und wenn die Langobarden auch darin geblieben, so wären sie doch sehr bald von der lateinischen Kultur durchdrungen worden, sodass im 12. Jahrhundert die Deutschen Friedrich Barbarossas, die in ihnen Menschen ihrer Rasse zu finden meinten, ganz erstaunt gewesen seien, sie dergestalt latinisiert zu sehen, wie ein alter Geschichtschreiber sie schildert: „sie haben die rohen Sitten barbarischer Wildheit verlassen und unter den Einflüssen der Luft und des Bodens etwas von der Feinheit und römischen Weichheit angenommen, sie befleissigen sich der Zierlichkeit der Sprache und der Höflichkeit antiker Sitten und ahmen bis in die Verfassung ihrer Städte und die Führung ihrer öffentlichen Angelegenheiten hinein die Gewandtheit der alten Römer nach.“

Taine*) war der ungefähre Altersgenosse Buckles**), um sieben Jahre jünger, allein eine gegenseitige Beeinflussung, zumal die nächstliegende jenes durch diesen, ist nirgends zu erkennen. Taines erste Schriften erschienen zwar schon anfangs der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, während Buckles Geschichte der Zivilisation in England erst 1857 herauskam; indessen gelangte Taines Philosophie de l'art, sein grundlegendes Werk für die Milieu-

*) Geb. 21. April 1828 zu Vouziers (Ardennen).

**) Geb. 24. November 1821 zu Lee bei London.

Theorie, aus Vorlesungen in der École des beaux arts in Paris hervorgegangen, erst 1865 zur Drucklegung. Wie dem auch sei, ob eine gegenseitige Beeinflussung stattgefunden oder nicht, jedenfalls ist der Geist der beiden Forscher ein grundverschiedener und demgemäss die Art, wie sie die Kulturen aus dem Milieu erstehen lassen. Buckle*) roh behauen, brutal materialistisch, ohne die geringste Wertung der seelischen Veranlagung als selbständigen durch das Rassen-Milieu-Gewebe durchschlagenden Faktors, bloss den naturgesetzlich-kausalen Aufbau der politischen und sozialen Lebensformen aus dem Naturkomplex zyklopisch herauskonstruierend; Taine mehr individualisierend, der Volksindividualität Rechnung tragend und die feineren, höheren wissenschaftlichen und künstlerischen Lebensformen in der Wechselwirkung von seelischer Veranlagung und Milieukomplex wiederspiegelnd. So erklärt Taine den wesentlichen Charakter der Niederländer aus der Natur ihres „Schwemmlandes", das aus den Ablagerungen der grossen Flüsse und dem Auswurf des Meeres sich gebildet, in welcher Hinsicht die Niederlande als ein grosser Territorialkomplex einzig in Europa dastehen und nur in Venezien eine entfernte Parallele finden. Aus dieser Schwemm-Natur des Landes wächst für Taine die ganze Wesensart des Volkes heraus, seine körperlichen wie seine seelisch-geistigen Eigentümlichkeiten und die sich daraus ergebende Form des Kulturlebens. Die

* Nietzsche vergleicht ihn mit einem „Schlammvulkan".

feuchten, fruchtbaren Ebenen sind von immerwährendem Grün überzogen, weil die sich weit ausbreitenden, träge dahinziehenden Flüsse und die zahllosen Kanäle sie in dauernder Frische erhalten. Darüber der fahle, neblige, fortgesetzt Güsse herniederstreichende Himmel, selbst an wolkenlosen Tagen von einem leichten Dunst überzogen, der aus dem feuchten Grund immer wieder aufsteigt und ein schneeiges Gewebe über dem grünen, ungeheuren, bis zum Himmelrande offen liegenden Wiesenplan bildet. Darauf die still weidenden Herden, im Grase liegend oder mit vollem Maule fressend und wiederkäuend, und die grüne Ebene mit bunten Flecken besäend. Eine Fülle von Milch und Fleisch, die zusammen mit dem Getreide und reichlichem Gemüse den Einwohnern Übergenüge an Nahrung liefert: ein Land, in dem das Wasser das Gras, das Gras das Vieh, das Vieh den Käse, die Butter, das Fleisch und alles zusammen mit dem Bier den Menschen hervorbringt. Aus diesem fetten Leben und dieser feucht getränkten Luft sehen wir das träge, langsame vlämische Wesen, die gewohnheitsmässige Ruhe des Geistes und der Nerven erwachsen, die Fähigkeit, das Leben einfach und vernünftig darzuleben; die unerschütterliche Zufriedenheit und den behaglichen Sinn, dem Reinlichkeit und wohllebige Bequemlichkeit Bedürfnis ist. Das Aussehen der Städte zeugt von dieser ganzen Gemütsart. Bausteine fehlen in dem Schwemmlande, dafür bereitet man Ziegel und Backsteine aus dem reichlichen Thon. Der häufigen Niederschläge wegen

sind die Dächer schräg angelegt, und die andauernde Feuchtigkeit nötigt, die Aussenseiten der Häuser zu überfirnissen. Eine vlämische Stadt bildet somit ein Netz von rötlichen oder braunen, stets sauberen und weiss getünchten glänzenden Gebäuden mit spitzen Dächern. Hier und dort eine alte Kirche aus Geröll und Kalksteinen. Die sorgfältig gepflegten Strassen zwischen Bürgersteigen aus Backsteinen, wie in Holland, mit verstreuten bunten Kacheln ausgelegt, die von fünf Uhr früh an von den Mägden auf den Knieen mit Tüchern abgescheuert werden. Die glänzenden Fensterscheiben, die mit grünen Bäumen umpflanzten Vereinshäuser, deren Fussböden stets mit frischem weissem Sand bestreut sind; die in lichten, zarten Farben bemalten Schenken mit den aufgereihten Rundungen ihrer braunen Tonnen und dem gelblichen Schaum der seltsam geformten vollen Gläser — in all diesen alltäglichen Einzelheiten des Lebens sind die Wirkungen des Grundcharakters zu erkennen, der sich dem Klima und dem Boden, den Gewächsen und den Tieren, den Menschen und ihren Werken, der Gesellschaft und dem Einzelnen gleichermassen mitgeteilt hat.

So lässt Taine das Kulturbild Alt-Hollands vor uns erstehen. Diesem Volke, dieser Pflanze erwächst nun eine durch die Verarbeitung der Säfte tiefgehend und lange vorbereitete Blüte, die dem erlangten Bau und der ursprünglichen Natur der Pflanze, die sie getragen, angemessen ist. Das Samenkorn, das ist, nach Taine, „die Rasse selber mit ihren grund-

legenden und unverwischbaren Eigenschaften, so wie sie unter allen Umständen und unter allen Himmelsstrichen bestehen bleiben," die Pflanze, das ist das „Volk selbst mit seinen eigenartigen, gesteigerten oder beschränkten, in jedem Falle aber seiner Daseinssphäre und seiner Geschichte angepassten und durch sie gewandelten Eigenschaften", die Blume, das ist „die Kunst und namentlich die Malkunst, auf welche diese ganze Entwickelung hinausläuft"*). Die Rasse ist die germanische mit allen ihren Fehlern wie ihren Tugenden, ihrer Ungeschlachtheit und Schwerfälligkeit wie ihrem Hang nach Verinnerlichung und ausdauerndem Sinn, ihrem Phlegma und ihrer Unmässigkeit wie ihrem praktischen, ruhigen Verstand und unermüdlichen Thätigkeitstrieb. „In Gemeinschaft handeln, ohne dass einer den anderen unterdrückt, das ist eine ganz und gar germanische Begabung; das ist dieselbe Begabung, welche ihnen so viel Macht über den Stoff verleiht: sich mit Geduld den Gesetzen der körperlichen und der menschlichen Natur anpassen, und anstatt ihnen zuwider zu handeln, aus ihnen Vorteil zu schlagen versuchen."**) Die solchermassen veranlagte Rasse hat je nach dem Milieu, in das sie verschlagen wurde, verschiedenes Gepräge erhalten: zehn Jahrhunderte des Angesiedeltseins in den Niederlanden haben ihr „neben dem angeborenen Charakter einen angenommenen"***) ver-

*) A. a. O., S. 221.
**) A. a. O., S. 235.
***) A. a. O., S. 238.

sind die Dächer schräg angelegt, und die andauernde Feuchtigkeit nötigt, die Aussenseiten der Häuser zu überfirnissen. Eine vlämische Stadt bildet somit ein Netz von rötlichen oder braunen, stets sauberen und weiss getünchten glänzenden Gebäuden mit spitzen Dächern. Hier und dort eine alte Kirche aus Geröll und Kalksteinen. Die sorgfältig gepflegten Strassen zwischen Bürgersteigen aus Backsteinen, wie in Holland, mit verstreuten bunten Kacheln ausgelegt, die von fünf Uhr früh an von den Mägden auf den Knieen mit Tüchern abgescheuert werden. Die glänzenden Fensterscheiben, die mit grünen Bäumen umpflanzten Vereinshäuser, deren Fussböden stets mit frischem weissem Sand bestreut sind; die in lichten, zarten Farben bemalten Schenken mit den aufgereihten Rundungen ihrer braunen Tonnen und dem gelblichen Schaum der seltsam geformten vollen Gläser — in all diesen alltäglichen Einzelheiten des Lebens sind die Wirkungen des Grundcharakters zu erkennen, der sich dem Klima und dem Boden, den Gewächsen und den Tieren, den Menschen und ihren Werken, der Gesellschaft und dem Einzelnen gleichermassen mitgeteilt hat.

So lässt Taine das Kulturbild Alt-Hollands vor uns erstehen. Diesem Volke, dieser Pflanze erwächst nun eine durch die Verarbeitung der Säfte tiefgehend und lange vorbereitete Blüte, die dem erlangten Bau und der ursprünglichen Natur der Pflanze, die sie getragen, angemessen ist. Das Samenkorn, das ist, nach Taine, „die Rasse selber mit ihren grund-

legenden und unverwischbaren Eigenschaften, so wie sie unter allen Umständen und unter allen Himmelsstrichen bestehen bleiben," die Pflanze, das ist das „Volk selbst mit seinen eigenartigen, gesteigerten oder beschränkten, in jedem Falle aber seiner Daseinssphäre und seiner Geschichte angepassten und durch sie gewandelten Eigenschaften", die Blume, das ist „die Kunst und namentlich die Malkunst, auf welche diese ganze Entwickelung hinausläuft" *). Die Rasse ist die germanische mit allen ihren Fehlern wie ihren Tugenden, ihrer Ungeschlachtheit und Schwerfälligkeit wie ihrem Hang nach Verinnerlichung und ausdauerndem Sinn, ihrem Phlegma und ihrer Unmässigkeit wie ihrem praktischen, ruhigen Verstand und unermüdlichen Thätigkeitstrieb. „In Gemeinschaft handeln, ohne dass einer den anderen unterdrückt, das ist eine ganz und gar germanische Begabung; das ist dieselbe Begabung, welche ihnen so viel Macht über den Stoff verleiht: sich mit Geduld den Gesetzen der körperlichen und der menschlichen Natur anpassen, und anstatt ihnen zuwider zu handeln, aus ihnen Vorteil zu schlagen versuchen." **) Die solchermassen veranlagte Rasse hat je nach dem Milieu, in das sie verschlagen wurde, verschiedenes Gepräge erhalten: zehn Jahrhunderte des Angesiedeltseins in den Niederlanden haben ihr „neben dem angeborenen Charakter einen angenommenen" ***) ver-

*) A. a. O., S. 221.
**) A. a. O., S. 235.
***) A. a. O., S. 238.

schafft. Die alten Germanen fanden das Land als einen einzigen sumpfigen Wald mit dem Klima des heutigen Norwegen, der alljährlich von den übertretenden Flüssen unter Wasser gesetzt und dessen Küsten vom Meere fortwährend verschoben wurden. Welche Kraft und Mühe mussten diese Barbaren aufwenden, um das Land bewohnbar zu machen und in ihm eine Kultur zu entwickeln! „Menschen von anderem Charakter“ — gesteht Taine — „hätten das nicht vollbracht, die Daseinssphäre war zu ungünstig. Die niederen Rassen Kanadas und Russisch-Amerikas sind unter ähnlichen Bedingungen wild geblieben; andere, besser veranlagte Rassen, die Kelten Irlands und des schottischen Hochlands, haben es nur zu ritterlichen Sitten und poetischen Sagen gebracht. Hier bedurfte es kluger, bedächtiger Köpfe, welche fähig waren, das Gefühl dem Verstand unterzuordnen, geduldig Langeweile und Ermüdung zu ertragen und sich im Hinblick auf einen fernen Erfolg Entbehrungen und Arbeit aufzuerlegen, kurz: es bedurfte einer germanischen Rasse: ich verstehe darunter Menschen, welche gemacht sind, sich zu vereinigen, mühsam zu arbeiten und zu kämpfen, ohne Unterlass von vorne anzufangen und zu verbessern, Flüsse einzudämmen, das Meer aufzuhalten, den Boden zu trocknen, aus Wind, Wasser, flachem Boden und lehmiger Erde Vorteil zu schlagen, Kanäle, Schiffe, Mühlen, Ziegel und Vieh zu erzeugen und Gewerbe und Tauschhandel zu treiben.“ *)

*) A. a. O., S. 242—243.

Und von allen Trieben des germanischen Stammes hat dieser — der niederländische — die vollkommenste Blüte gezeitigt. Während die Malerei bei den übrigen germanischen Völkern nur ein kümmerliches Dasein fristet, erwächst und entfaltet sie sich organisch aus dem Volkscharakter der Niederländer. „Um Malerei zu verstehen und zu lieben, muss das Auge für Formen und Farben empfindlich sein, es muss ohne Erziehung und Lehrjahre Freude daran empfinden, einen Farbenton neben einem Farbenton zu sehen, und es muss optischen Eindrücken gegenüber zart sein.“ *) In diesem Sinne hat die Natur der Niederlande das Auge denkbar günstig beeinflusst. Das feuchte Klima des Landes, die unaufhörlich aus den Flüssen, Kanälen, dem Meer und der durchwässerten Erde aufsteigenden Dünste und schwebenden Nebel machen die Umrisse der Gegenstände verschwimmen und lassen in der Erinnerung gar keine Formen, sondern nur Farbentöne zurück. Diese Töne aber sind voll und reich, und sie wechseln unaufhörlich unter dem wechselnden, ewig bedeckten Himmel. „Ein derartig belebter, beweglicher Himmel, welcher solchermassen geeignet ist, die Farbentöne der Erde abzustimmen, bunt zu verändern und zur Geltung zu bringen, ist eine Koloristenschule. Hier wie in Venedig ist die Kunst der Natur gefolgt, und die Hand wurde mit Gewalt durch den Eindruck geführt, den das Auge empfing.“ **) So erzogen der Boden

*) A. a. O., S. 258.
**) A. a. O., S. 269.

und das Klima diesen Zweig der germanischen Rasse, so erzog das Milieu der Niederlande seine Bewohner zu jenem eigenartigen Charakter, der in letzter Hinsicht ein bestimmtes künstlerisches Empfinden sich auslösen liess.

* * *

Wie die Geschichte und Kultur des niederländischen Zweigs der germanischen Rasse aus dem Charakter des Schwemmlandes, so wuchs die Geschichte und Kultur des deutschen Volkes organisch aus dem Charakter des Berg- und Waldlandes heraus. Aber wiederum war nur eine Rasse nach Art der germanischen im Stande, die Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich einer Urbar- und Kulturbarmachung des rauhen, unwirtlichen, mitteleuropäischen Kontinents entgegenstellten. Die Neigung zur Stammesteilung und Individualisierung bei den alten Deutschen erklärt sich naturnotwendig aus der mannigfach wechselnden, in Höhenzügen, Hoch- und Tiefebenen abgestuften Bodenbeschaffenheit, die überall die Absonderung begünstigte und geradezu dazu einlud, nicht nur innerhalb des Volksganzen, sondern auch der einzelnen Stämme, der Gauverbände, der engeren Gruppen, ja der Familien unter sich. Die alten Deutschen waren ein Volk von Jägern und Kriegern. Unter dem Einfluss des Christentums und der römischen Kultur verwandelten sie sich in Ackerbauer und Hirten. Sie durchrodeten ihre Wälder und siedelten in Dörfern und Städten zusammen. Infolge der Durchschneidung und Einschränkung des

ungeheuren Waldgebiets, das sich in vorgeschichtlicher Zeit über ganz Mitteleuropa zog, wurde das Klima milder, der Himmel heiterer. „Volksleben“ entwickelte sich, wo bisher nur der Jäger auf der Fährte des Wildes gestreift oder Stamm gegen Stamm in kriegerischem Aufgebot gestritten. Irische Mönche, welche vom fünften bis sechsten Jahrhundert ganz Deutschland überschwemmten und als die ersten evangelischen Boten Kapellen und Klöster anlegten, brachten eine gewisse geistige Kultur, milderten die wilden Sitten und erzogen zu einem friedfertigen, gottwohlgefälligen Leben. Ihnen folgten die britischen Glaubensboten, Bonifazius voran, der das Christentum durch die germanischen Lande Mitteleuropas befestigte und die deutsche Kirche an Rom schloss. Klöster entstanden in den Thälern und Waldeinsamkeiten als die Festungen des Christentums und auf Bergen und Hügeln, wo immer von einem überschauenden Punkt ein Thal oder das Land weitum beherrscht werden konnte, erhoben sich die Burgen der weltlichen Herren, die aus blossen Heerführern und Herzögen zu Kriegszeiten sich mit Hilfe der Kirche zu erblichen Herren der Gaue, der Stämme erhoben. Diese ganze Entwickelung bedingte das deutsche Berg- und Waldland; sie würde in keinem anders gestalteten Terrain einen solchen Verlauf haben nehmen können. Der altdeutschen Stammesteilung folgte die Zersplitterung in Herzogtümer, Grafschaften, Ritterschaften, freie Städte, welche alle ihre Rechte und Privilegien, ihre korporativen Freiheiten behaupteten. Das ganze ungebundene, abenteuerliche Ritterleben des Mittelalters,

der schwärmerische Minnedienst, der phantastische Zug nach dem Süden — Italien —, der in gleichem Masse von keinem der Nachbarvölker, wie den zeitgenössischen Franzosen und Engländern, geteilt wurde, erscheinen als seelisch-geistige Korrelate dieser aus dem natürlichen Milieu erwachsenen Gesellschaftsformen.

„Zwischen Berg und tiefem Thal, in Feld und Wald, an den Gestaden eines ruhelosen Ozeans, wo Flut und Ebbe die Brandung gegen das Land hob und senkte, waren sie geworden durch eigene Kraft, durch ihr Klima und ihren Boden.“ So zeichnet Gustav Freytag*) das Ur-Milieu, aus dem das Volk der Deutschen hervorgegangen. Zum Schutze ihres Heims, des Hofes oder Dorfes genügte ihnen das Waldverhau, der Zaun und Graben, sein Wächter, der Hund, und das Vertrauen auf seine eigene Kraft und die Furcht, welche sein Stamm einflösste. „Wie er beim Kampfe noch einen Teil seiner Kleider abwarf und die entblösste Brust dem Feinde darbot, so schien ihm auch unrühmlich, sein Haus an das des Nachbars zu drängen und enge Gassen zu ziehen in steinerner Umfriedung.“**) Und so sehr war das städtische Leben verachtet und gehasst, dass noch im vierten Jahrhundert siegreiche Heere es vermieden, in den eingenommenen Städten zu lagern, als „in den Gräbern, die mit Netzen umspannt sind“***). Sie blieben sich bewusst, woher ihnen

*) Bilder aus der deutschen Vergangenheit, I. S. 58 ff.

**) Ebenda.

***) Ebenda.

die Volkskraft kam. „Noch im achten Jahrhundert, nach allem Mord und Untergang in der Wanderzeit, verglich der liebenswerteste unter den deutschen Geschichtsschreibern der Völkerwanderung, der Langobarde Paul, Warnefrieds Sohn, das öde Italien mit dem gefüllten Germanien, er meint, dass der Norden mit seinem Eis und Schnee die Vermehrung der Menschen begünstige, der Süden durch seine Krankheiten die Völker dahinraffe.“ *) Es ist nun lehrreich, zu verfolgen, wie dieses eigentümlich organisierte Volk, „dessen Sitte, Recht, Idealismus und Lebensgewohnheiten sich fast ausschliesslich im Verband freier Landgemeinden entwickelt haben,“ **) infolge der unaufhörlichen Kriegsstürme, der Wirren und der Not der Zeit, der verderblichen Einflüsse des einziehenden Kulturlebens, allmählich in die Abhängigkeit der geistlichen und weltlichen Herren gebracht wurde. „Jeder, der sich ängstigte um die Zukunft, war bemüht, der Kirche zu schenken, noch während er lebte und bevor er starb — die Kirche aber war ebenso eifrig um sein ewiges Heil besorgt. Wer sich gute Aufnahme bei dem Herrn des Himmels bereiten wollte, der musste die Heiligen zu Fürsprechern werben durch edles Metall und durch Übergabe seiner Äcker, und er wurde unfreier Mann des Bischofs oder Klosters oder gar eines Heiligen, die geschenkten Güter der Gestorbenen besetzte die Kirche mit ihren Unfreien.

*) A. a. O., S. 62.

**) A. a. O., S. 60.

So etwa begann die Verringerung der deutschen Landeskraft, die Unterdrückung des Bauern, die Verschlechterung des Fussvolks und das Heraufkommen der Lehnsherrn und ihres — oft unfreien — Gefolges, aus denen sich in den nächsten Jahrhunderten der höhere und niedere deutsche Adel entwickelte. Jeder Bussprediger, jeder harte Graf, jeder innere Krieg, jeder Einfall fremder Feinde, der Normannen, der Avaren, der Slawen, trieb zahlreiche Freie in die Dienstbarkeit.“ *)

Und wie dem kleinen Mann, so erging es den Herren selber. In Sachsen, Bayern, Franken, Schwaben sassen Herzöge, die ihre schwere Hand auf Grafen und Ritter legten, wie diese auf die Bauern. Aber wie die letzteren ihre Unabhängigkeit verteidigten, so lange sie konnten, so wehrte sich auch der Freiheitssinn der Grafen und Ritter mit eiserner Zähigkeit gegen das „Herzogtum“, dem sie sich auf die Dauer doch nicht entziehen konnten. Als nach dem Tode Arnulphs von Kärnten, unter Ludwig dem Kind, das Reich in grosse Wirren geriet und die alten Stämme auseinander zu fallen drohten, begannen die Grafen, welche sich am Mächtigsten fühlten, nach höherem Rang zu streben. Graf Adalbert von Babenberg wollte seine Heimat Ostfranken zu einem Herzogtum erheben, aber er erlag den Bischöfen Hatto von Mainz und Rudolph von Würzburg, die ihn durch Henkershand zu Tode brachten. In Alemannien hatten Volksherzoge gesessen, bevor

*) A. a. O. S. 307/308.

das Land unter die Herrschaft der Frankenkönige fiel. Die Erinnerung war noch im Volke lebendig, und die Burkardinger, Grafen des Scherragaus, stützten sich darauf, als der zweite dieses Namens es im Jahre 911 unternahm, sich zum Herzog von Alemannien zu erheben. Noch bevor Konrad von Rheinfranken nach dem Tode Ludwig des Kindes auf den Thron des Deutschen Reichs gelangte, berief Burkard die Grossen seines Landes zu einer Beratung nach Romanshorn am Bodensee zusammen. Alle Teilnehmer an dieser Versammlung erschienen mit Dienstleuten und Gefolge in Waffen; jedermann wusste, um was es sich handelte, obwohl unter einem Vorwand einberufen worden war. Burkard und seine Anhänger hatten sich über die Stimmung ihrer übrigen Stammesgenossen getäuscht. Als sein erbittertster Gegner erwies sich ein vornehmer Alemanne Namens Anshelm. Als nun ein Anhänger Burkards mit der Sprache herauskam und die Notwendigkeit einleuchtend zu machen suchte, bei der damaligen Zerrissenheit des Reichs wenigstens dem alemannischen Stamm einen Schutz und Schirm in einem mächtigen, thatkräftigen Herzoge gegen die unausgesetzten Einfälle der Ungarn zu geben, erhob sich ein unwilliges Gemurmel in der Versammlung. „Darauf" erschien auf dem hohen Steinstuhl eine breitschulterige, herkulische Mannesgestalt in hochrotem, mit kostbarem Pelzwerk verbrämtem langem Obergewand, den weissen Rittergurt um die Hüften, daran ein breites Schwert; reiche Locken von brennend rotem Haupthaar fielen ihm auf die breiten

Schultern und den starken Nacken nieder; die grossen blauen Augen im erhitzten Antlitz schossen wilde Blicke auf die Versammlung. ‚Liebwerte Stammesgenossen', rief der Gewaltige mit dröhnender Stimme, ‚lasset euch nicht bethören durch das, was der vor mir von diesem Platze aus gesprochen: man will uns einen Mann aus unserem Stamm als Herzog aufdrängen und uns glauben machen, es geschehe allein zu unserem und des Landes Heil. Das ist eitel Geflunker. Einer unseres Gleichen will sich in unbändigem Ehrgeiz und nimmersatter Herrschsucht zum Herrn des Landes und Gebieter seiner Standesgenossen aufschwingen und uns zu seinen Vasallen herabdrücken. Das wird ihm aber nicht gelingen, so wahr ich Anshelm heisse und so lange ich mein gutes Schwert führen kann.' Und bei diesen Worten stiess er dieses sein gewaltiges Waffen so heftig auf den Steinstuhl, dass man das Geklirre weithin vernahm. Darauf fuhr er also fort: ‚Das Haupt des Reichs, der König ist unser und des Landes einziger, rechtmässiger Herr und Gebieter. Finden es der und seine Räte, die Fürsten des Reichs, für gut, uns wieder einen Herzog zu setzen, so haben wir dem zu gehorchen. Wer sich aber eigenmächtig dazu aufwerfen will, der macht sich des Hochverrats am Reich schuldig und wird der ihm gebührenden Strafe nicht entgehen.' Da erhob sich ein donnerndes Getöse und Alles schrie: Hochverrat! Die Parteien gerieten aneinander, man griff zum Schwert. Anshelm drang in der Verwirrung bis zu dem Orte vor, wo Burkard stand und durch-

bohrte ihn mit seinem Schwert, bevor dieser sich dessen versehen. Nun drangen die Verwandten und Anhänger Burkards vor, vertrieben die Gegenpartei und brachten ihr sterbendes Oberhaupt in Sicherheit. Aber die Gegner der Burkardinger ruhten nicht. Auch Burkards Bruder Adalbert wurde bald darauf meuchlings umgebracht und seine Söhne mussten aus dem Lande fliehen. Ihre Güter wurden eingezogen.“ *)

Dieses kleine Kulturbild erschien uns bedeutsam genug, um hier eingefügt zu werden zur Veranschaulichung des Kultur-Milieus der ältesten deutschen geschichtlichen Zeit. Wie die alemannischen Grafen es in der Folge nicht verhindern konnten, dass die Burkardinger doch die Herzogswürde an sich rissen, so nahm die Entwickelung der Dinge überall den gleichen Verlauf. Das Herzogtum befestigte sich in den vier grossen deutschen Stämmen und die Königs- und Kaiserkrone ging von den Franken auf die Sachsen, und endlich auf die Alemannen über. Freilich nicht die Nachkommen der Burkardinger, deren Stammburg der Hohentwiel war und aus deren Geschlecht der spätere Burggraf Friedrich von Nürnberg hervorging, aber die benachbarten Hohenstaufen erlangten diese höchste Würde, und mit ihnen gewann es Oberdeutschland über den deutschen Norden, der bis dahin die Vorherrschaft gehabt. Die erste wirklich deutsche

*) Ludwig Schmid: Die älteste Geschichte der Hohenzollern, I, S. 124/125.

Geisteskultur erwuchs unter ihrer Führung: die reiche Zeit des deutschen Minnesangs, die um 1170 von Heinrich von Veldeke eingeleitet wurde und in Walther von der Vogelweide ihren Meister fand. Mit dem oberdeutschen Geiste zugleich siegte die oberdeutsche Mundart über die niederdeutsche und begann von dieser Zeit an die letztere mehr und mehr auf ihre heutigen Grenzen zurückzudrängen. Die Lautverwandlung, als Diphthongierung der Grundvokale i, u, ü (iu) in ei, au, eu, drang von Tyrol ausgehend über ganz Süd- und Mitteldeutschland von 1200 an vor und gestaltete die oberdeutsche Mundart völlig um, den Grund zu dem Charakter des Neu-Hochdeutschen legend. Sprache und Sitte nahmen gleichermassen den oberdeutschen, sanges- und gestaltungsfrohen, plastischen Charakter an, sodass man um die Wende des 12. Jahrhunderts von einem alemannisch-bajuvarischen Kultur-Milieu sprechen kann, dem Deutschland bis zu den Tagen der Habsburger unterstand. Es gehörte damals zum guten Ton, wie im Geist, so in der Sprache, zu „schwäbeln".

„Der wackere Landmann, welcher um das Jahr 1100 von einer Höhe seiner Dorfflur ausschaute, sah im Morgenlicht eine andere Landschaft, als seine Ahnen gekannt hatten." So zeichnet Gustav Freytag das Kultur-Milieu dieses Jahrhunderts.*) „Noch war der Rand des Horizontes von dunklem Waldessaum umzogen, es war damals viel Wald

*) A. a. O., S. 417 ff.

auch in der Ebene, überall Laubgehölz, Weiher und Wasserspiegel auf niedrigen Stellen zwischen dem Ackerboden; aber das Land war in den Ebenen reich bevölkert, die Zahl der Dörfer und der Einzelhöfe wahrscheinlich nicht viel weniger als jetzt, die meisten nicht so menschenreich. In gerodetem Wald waren neue Hufen ausgemessen und mit Ansiedlern besetzt, in der eigenen Dorfflur war altes Weideland in Ackerboden verwandelt; zwischen Saat und Holz stand am Waldessaum oder auf einem Bergesvorsprung die Kapelle eines Heiligen, in den Dörfern ragten die hölzernen Glockentürme hoch über die Häuser und Ställe, und am Sonntagmorgen läuteten die Glocken über das ganze Land, aus einer Flur über die andere, und zu dem hohen Klang der kleinen Dorfglocken gab in der Ferne das mächtige Summen einer grossen Glocke den Grundton. Denn unten in der Flussniederung ragten Kuppeln und Türme eines Domes inmitten vieler Häuser, die mit starker Mauer umgeben waren. Eine Stadt war gebaut, wo einst der Reiher über das Wiesenland geflogen, oder der Hirsch auf dem Wildpfad zur Tränke gelaufen war. Und wieder auf der anderen Seite stand gegen das Dorf auf steilem Berggipfel ein gemauerter Turm und ein hohes Haus mit kleinen Fenstern, Eigentum des Grafen und Wohnsitz eines reisigen Dienstmannes, der mit seinen Genossen dort oben wirtschaftete nicht zur Freude der Bauern. Umschanzte Städte und befestigte Häuser der Reisigen erhoben sich jetzt überall auf deutschem Boden, nicht nur an Rhein und Donau, in Schwaben,

Franken und Bayern, auch im alten Sachsenland und in den Ostmarken gegen Slawen und Ungarn.“ *) Freytag sieht das Unglück für die Deutschen darin, dass die Zahl der freien Landleute sich seit der Völkerwanderung mit reissender Schnelligkeit verringerte, die Zahl der Dienstpflichtigen und Unfreien sich unaufhörlich vermehrte; dass alle Gewalten, die das Leben der Deutschen regierten, dazu beitrugen um die Wette: die Könige und ihre Beamten, welche zu vornehmen Gebietern des Volkes geworden waren, die christliche Kirche und ihre Bildung, welche den Vornehmen stärker vom Volke schied, nicht weniger endlich das geprägte Silber und Gold, das Reiche erhob und Arme niederdrückte. Aber er gesteht auch, dass durch dieselben Gewalten der Fortschritt gewonnen wurde. Eine alte Vorschrift der Kirche, aus romanischen Ländern nach Deutschland gebracht, gebot, dass Bistümer nur in Städten angelegt werden sollten. „Wo der Dom eines Bistums sich auf deutschem Grund erhob, da musste die Umgebung mit Menschen gefüllt und gegen die Landschaft abgeschlossen werden.“ **) Das Bistum wurde solchermassen der Mittelpunkt der ganzen Landschaft weitum und der Sammelplatz seiner Bevölkerung, die an den Festtagen dorthin strömte und sich mehr und mehr darum ansiedelte. Und so wuchsen aus der Landschaft die Städte zu immer mächtigerer, gebieterischer Stellung heraus. „So

*) A. a. O.
**) A. a. O.

wurden Bremen, Hamburg, Lübeck, Naumburg, Zeitz, Quedlinburg, Halberstadt, Hildesheim, Fulda, Bamberg, Salzburg und viele andere Städte heraufgebracht.“*) Und wo ein König oder grosser Landesherr auf seinem Wirtschaftshof einen Palast, „die Pfalz“, oder eine grössere Burg gebaut hatte, da vollzog sich ein ähnlicher Prozess. So entstanden Aachen, Frankfurt, Ulm, Nürnberg, Goslar, Braunschweig, Magdeburg, Merseburg, Meissen. Die räuberischen Einfälle der Normannen von Norden und der Ungarn von Süden her hatten den Deutschen ihre alte Abneigung gegen ummauerte Wohnsitze benommen. „Im zehnten und elften Jahrhundert begann durch ganz Deutschland eine neue Kolonisation im Inlande, mächtig und unwiderstehlich, das Landvolk zog in die Städte.“**) Und als dann die geistlichen Herren ihre weltliche Macht im Dienste des römischen Bischofs gegen den gemeinen Nutzen verwandten und die herrschlustigen Fürsten ihr Hausinteresse über das des Reiches stellten, „da brachte ein neuer Teil der Volkskraft, der in dieser Zeit heraufgewachsen war, dem Reiche Hilfe und Rettung, die Städte und ihre Bürger.“***) Die Freiheit, welche der gemeine Mann, der Gedrückte und Gequälte der alten Königszeit, auf der Ackerscholle unter den Merovingern und Karolingern verloren hatte, gewann er unter den Frankenkaisern und Hohenstaufen in den Städten wieder.

*) A. a. O.
**) A. a. O.
***) A. a. O.

„Die Trumme gesplitterter Speere lagen in den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts auf allen Spielplätzen grosser Edelhöfe, die Minnelieder Walthers sang der Bote, der auf der Strasse ritt, und leiser die Edelfrau in ihrem Zimmer und die Nonne in ihrer Zelle. Mit Speerkrachen und zierlichem Versklang endete die erste Periode deutscher Geschichte.“*) Das ritterliche Leben verfiel, die Städte blühten im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zu ihrer vollen Machtentfaltung empor. Es kam die Zeit der Stadt-Kultur, des Städte-Milieus mit seinem vielgestaltigen, bunt-mannigfaltigen Leben, die Zeit der deutschen Renaissance und Reformation: der religiösen Kultur, die sich um Wittenberg, und der künstlerischen, die sich um Nürnberg gruppierte, umschlungen von dem gleichen Geist evangelischer Unmittelbarkeit, Wahrhaftigkeit und Lebensbejahung, protestantisch-deutscher Lebensgestaltung. Dieses ganze frohe, farben- und formenreiche Kulturleben wurde begraben unter den Stürmen des dreissigjährigen Krieges. Was davon übrig blieb, war nicht mächtig genug, um eine neue Kulturform des deutschen Volkes zu begründen oder dem Eindringen fremder Kultur zu wehren. Die Vormachtstellung Frankreichs in Politik und Kultur brachte Deutschland in den Bann des französischen Kultur-Milieus. Der Ton und Geschmack am Hofe der Bourbonen wurde vorbildlich für die deutschen Adligen und Patrizier. Die Frauen kleide-

*) A. a. O.

ten sich nach der Mode der Maitressen des Versailler Hofes und ihre Männer ahmten dessen Kavalieren nach. So blieb es, bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts von den Stürmern und Drängern durch die neue nationale Dichtkunst eine nationale Reaktion gegen das Fremdwesen entfacht, von Lessing der Einfluss Voltaires und der Franzosen auf das deutsche Geistesleben zurückgewiesen und die Schöpfung einer neuen deutschen Geisteskultur durch unsere beiden Dichter-Heroen vollbracht wurde.

Damit hatte das deutsche Volk wieder ein eigenes Kultur-Milieu gewonnen — das dritte seit den Tagen des Minnesangs und der Renaissance — das wir als das klassisch-deutsche bezeichnen wollen: freilich ein Milieu, das nicht wie die früheren aus dem Volksleben selbst herausgewachsen war und das Leben des Volkes selbst ausmachte gewissermassen als seine Blume, sondern ein solches, das, von der Befruchtung Einzelner durch die Renaissance der Antike ausstrahlend, sich den deutschen Grund und Boden allmählich zu erobern hatte im Kampfe mit anderen „Milieu-Geistern", dem deutschtümlich-germanisierenden Bewusstsein und nicht zum Wenigsten dem Odem der philosophischen Schulen. Das waren die Wesenselemente, aus deren mannigfacher Verschlingung und mählicher Amalgamierung das moderne Kultur-Milieu hervorging, in der Umklammerung eines vierten über Deutschland hereinbrechenden, in dem wir das preussische Milieu erkennen. Der Geist der philosophischen Schulen, als deren letzter konsequentester und in gewissem

Sinne abschliessender Vertreter Kant erschienen war, hatte neben dem der Antike die deutschen Dichter und Denker um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts beherrscht. Aus der Befruchtung mit kantischen Prinzipien ging die Idealphilosophie und Kunst Schillers, aus der mit spinozistischen die Naturphilosophie Goethes hervor. Hatte sich die spinozistische und die kantische Schule so in diesen beiden Genien in ein harmonisches Verhältnis geistiger Ergänzung und seelischer Vollendung gesetzt, so war sie in zwei anderen Richtungen in ihr Extrem und zur Karikatur entartet: der romantischen Dichtung und der romantischen Philosophie. Jene knüpft in Schlegel und Novalis an die Goethische Gotik der ersten, vorklassischen Periode des Dichters an und spielt in der Natur-Romantik Schellings, dem romantischen Subjektivismus Fichtes und der Begriffs-Romantik Hegels in diese über. Wir stehen nicht an, den letztgenannten mit unter die romantische Bewegung zu rechnen, als deren intellektuellen Ausläufer und äusserste Karikatur, die den Umschlag des deutschen Empfindens und Denkens brachte vom Theoretisieren, Spintisieren und Systematisieren zum praktischen Denken und Handeln und im Bunde mit der nach den Freiheitskämpfen gleichzeitig einsetzenden politischen Bewegung die moderne staatlich-kulturelle und geistige, äusserliche und innerliche Gestaltung des deutschen Volkslebens in die Wege leitete.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel hat das berühmte Wort gesprochen: „Alles was ist, ist ver-

nünftig.“ Ob dieses Wortes ist er von den Einen in den Himmel erhoben, von den Anderen in den Abgrund der Lächerlichkeit gestürzt worden. Und beides mit Recht. Denn dieses „romantische“ Wort ist zugleich das tiefsinnigste und das oberflächlich-trivialste, das je gesprochen worden: es enthält dem Inhalte nach eine der tiefsten, wenn nicht die tiefste Wahrheit — und ist der Form nach das Absurdeste, was sich erdenken lässt. Allein dies Wort bedarf nur einer kleinen Korrektur, um es sowohl dem Inhalt wie der Form nach zum gescheitesten zu stempeln, das die Philosophie ersinnen mag. Es sollte lauten: „Alles Gewordene war notwendig — alles Wirkliche ist notwendig!“ In solcher Form ist das Wort nicht mehr anfechtbar. Denn alles Wirkliche, alles Gewordene erweist sich eben dadurch, dass es geworden, als notwendig, als unvermeidlich — als zweckmässig, als vernünftig, als gut, für den Bestand des Gesamtlebens. Durch das Gewordensein thut sich unwiderleglich dar, dass es nicht anders hat werden können: alles Geschehene hat sich rein naturgesetzlich vollzogen — es lag keine Eventualität vor, es trat kein Ereignis dazwischen, das in anderer Richtung bestimmend hätte wirken können. Der Beweis für diese Thatsache spricht sich in dem Dasein einer jeden Erscheinung von selbst aus. Aber diese Daseinsnotwendigkeit alles Gewordenen schliesst nicht die Notwendigkeit in sich, dass das einmal notwendig Gewesene immer wieder wirklich und notwendig werde. Im Gegenteil! Jedes Geschehene sperrt

gleichsam einen Ausweg zu: es drängt das ewig sich erneuernde Leben von sich hinweg und in andere Bahnen hinein, es verhindert das lebendige Werden daran oder erschwert es ihm doch, sich in derselben Richtung zu wiederholen. Gleichnamige Pole stossen einander ab. Jede Art lebt in unzähligen Spielarten, entwickelt unaufhörlich neue Modifikationen und Abwandlungen. Kein Mensch hat je die reine Art des Pferdes, das „absolute Pferd", erschaut: man kennt nur seine Spielarten. In diesem ewigen Abwandeln, das jede Erscheinung unausgesetzt durchmacht, besteht ihr eigentliches Leben, ihr Lebendigsein — besteht im Grunde das Werden, die Entwickelung, das Leben an und für sich. Die Artbildung ist aber einem tastenden Suchen der Natur nach dem Dauernden, Bleibenden, harmonisch in sich Gefestigten, nach dem Vollkommenen, Vernünftigen zu vergleichen: nach dem, was im Kampfe ums Dasein obsiegt und damit sein überlegeneres Recht auf das Dasein erweist.

Der gleiche natürliche Abwandlungsprozess hat sich in der Hegelschen Philosophie selbst vollzogen. In Hegel erstarrte das wissenschaftliche Denken gleichsam in sich: über die Erkenntnis, dass alles Wirkliche vernünftig, giebt es kein Hinaus mehr. Aber wie jede Erstarrung Bewegung aus sich gebiert und auslöst: wie die planetarischen Nebelmassen um die Zentralsonne zu kreisen begannen, sobald sie zu gerinnen anfingen; wie die sich verdichtenden Wasserdämpfe der Anziehungskraft der

Erde gehorchen und in Tropfenmassen befruchtend herniederfahren, so setzte auch die Hegelsche geistige Erstarrung ungezählte und unvorgesehene Kräfte ins Spiel, die sich gleich einem befruchtenden Strom über die Welt ergossen. Hegel drängte seine Schüler, die nicht seine blossen Nachbeter sein wollten, in einen bewussten oder unbewussten Gegensatz zu sich hinein dadurch, dass er ihnen jede Möglichkeit des Über-ihn-hinaus-denkens abschnitt: er stiess die gleichnamigen Pole von sich und zwang sie durch die Kontrastwirkung in den diametralen Gegensatz, der in dem obzwar nicht verlautbarten, aber latent vorhandenen Gefühle, dass nicht alles Wirkliche vernünftig, bestand, und in der aus diesem Empfinden entspringenden idealen Forderung seinen Ausdruck fand, dass das Vernünftige wirklich werde. Bis auf Hegel war die Philosophie theoretisch; von ihm an wurde sie praktisch. Auf allen Gebieten regten sich zahllose Kräfte, welche die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung für das praktische Leben zu verwerten, das Vernünftige in That umzusetzen, die Ideale zu verwirklichen trachteten. David Friedrich Strauss wie Ferdinand Lassalle und Karl Marx waren von Hegel ausgegangen; jener suchte die Folgerungen aus den wissenschaftlichen Forschungsergebnissen für das sittlich-religiöse, diese für das wirtschaftlich-praktische, soziale Leben zu ziehen.

Allein diese neue Betriebsamkeit war bloss äusserlicher Natur. Sie war von dem Gedanken geleitet, dass die Einrichtungen und Verhältnisse ausschliess-

lich oder vorwiegend die Menschen bilden. Man wollte die Menschen aufgeklärter, sittlicher, arbeitsamer machen, und man glaubte dies am Besten zu erreichen, indem man sie in der Aufklärung, Sittlichkeit und Betriebsamkeit ihre Rechnung finden liess. So verdichtete sich diese Tendenz zu der modernen sozialen Bewegung, die in dem Kampf um gleiches Recht, um menschenwürdige Lebensbedingungen für Jeden im Volke, um freie Bahn des sozialen Aufsteigens und der Bildungsmöglichkeit, so weit den Einzelnen seine Fähigkeiten tragen — die alten Standesvorurteile abzuschleifen, die Klassengegensätze und gesellschaftlichen Privilegien hinwegzufegen und den Menschen rein als entwickelungsfähiges Wesen, ohne Rücksicht auf sein phylogenetisches Curriculum Vitae, neben den Menschen zu stellen trachtet. Wie ein Schwamm hat diese Bewegung alle Ideen und ideellen Errungenschaften in sich aufgesogen, welche die Menschheit im Allgemeinen und die bürgerliche Gesellschaft der jüngeren europäischen Kultur im Besonderen gezeitigt, und spielt sie gegen diese, in ihrer kapitalistischen Ordnung erstarrte und sich immer mehr auf sie versteifende Gesellschaft aus; so, um nur ein Beispiel zu nennen, die ethischen Ideen des Christentums gegen das hohle dogmatische Kirchentum dieser Gesellschaft, die Idee der sozialen Gerechtigkeit gegen das Gnaden- und Wohlthätigkeitsprinzip. Und sie ist im besten Zuge, auch die schöpferischen Kräfte derselben mehr und mehr in ihren Bannkreis zu ziehen und auf diese Weise die bürgerliche Gesellschaftsordnung fort-

gesetzt zu entkräften, das heisst, ihr die fähigen Köpfe abwendig zu machen, dergestalt, dass Friedrich Albert Lange die soziale Frage als eine solche bezeichnen konnte, „auf deren weitem Gebiet alle revolutionären Elemente der Wissenschaft, der Religion und der Politik ihren Kampfplatz für eine grosse Entscheidungsschlacht gefunden zu haben scheinen.“ *)

Otto Ammon hat unsere Gesellschaftsordnung mit einem Sieb verglichen, das nur die jeweilig intelligentesten und befähigtesten Individuen durchlasse und in die geeigneten Stellungen bringe, so dass eine immer sorgfältiger sortierte Auslese nach oben hin sich fortgesetzt vollziehe, während die unfähigeren Elemente durch die gesellschaftlichen Institutionen unerbittlich niedergehalten würden. Zweifellos steckt darin eine gewisse Wahrheit, die indessen nur sehr cum grano salis zu nehmen ist. Denn nicht in Rechnung gezogen sind dabei die vielen „Carrièren“, welche durch Konnexion und Protektion zu Stande kommen und bei blosser Berücksichtigung der jeweiligen Fähigkeiten wohl kaum erfolgt wären; und wir halten dafür, dass das „gesellschaftliche Sieb“ weitaus in der Mehrzahl der Fälle solchermassen noch anderweitig „durchlöchert“ wird. Die soziale Bewegung ihrerseits, soweit sie nicht doktrinär und zukunftstaatlich-chiliastisch auftritt, kann auch nur den Sinn und insoweit Berech-

*) Geschichte des Materialismus, S. 844.

tigung haben, als sie das Ideal des Ammonschen Gesellschafts-Siebes anstrebt. Denn ein Ideal ist dies annoch im besten Sinne, und zwar ein sehnlichst zu erwünschendes. Die Kulturarbeit der sozialen Bewegung kann nur in einer Umformung und Neuprägung unserer Gesellschaftsordnung in dieser Richtung bestehen, in einer Säuberung von allem Protektions- und Konnexionswesen, in ihrem Aufbau rein nach dem Massstabe der sozialen Gerechtigkeit, der, recht verstanden, weit entfernt ist von Massenherrschaft und Proletarisierung. Wo die Bewegung weiter geht und mehr anstrebt, ist sie vom Übel. Unsere Gesellschaftsordnung auf andere Grundlagen stellen wollen, als die sind, auf denen sie steht, wäre Sünde wider den heiligen Geist des Lebens. Es kann sich allein darum handeln, ihre Institutionen mit anderen, fähigeren, tiefer durchgebildeten Individuen zu erfüllen, wodurch die erforderliche Umprägung dieser Institutionen sich so naturgemäss von selbst vollziehen wird, wie die der organischen des Körpers durch Erfüllung des letzteren mit frischem, lebenskräftigem Blute. Gewahrt bleiben muss der Gesellschaftsordnung der zuchtwählerische, auslesende Charakter, in welcher Hinsicht wir sie als künstlichen Fortbau natürlicher Lebensgrundlagen erkannt haben, und in diesem Sinne stimmen wir vollkommen mit Ammon überein, nur dass dieser Anthropologe schon in der Gegenwart vollendet zu finden glaubt, was wir erst von der Zukunft erhoffen und erstreben. Unsere Gesellschaftsordnung hat einen siebartigen Charakter — und den muss

sie behalten; aber sie ist noch lange nicht das Sieb, dessen wir bedürfen.

* * *

So ist das moderne Kultur-Milieu geworden, in dem wir leben und weben; das mit unsichtbaren Händen unaufhaltsam an uns formt und bildet, zwar unserer angeborenen Rassenhaftigkeit uns nicht zu entkleiden, diese aber zu lähmen oder zu stärken vermag je nach den Auslesebedingungen, unter die wir uns versetzt sehen. „Mit jeder neuen Erfindung“ — sagt J. G. Vogt*) — „mit jedem neuen Werkzeuge, vom Stein bis herauf zum Dampfhammer, war die Anregung zu einer neuen höheren Kulturstufe gegeben, die sich verallgemeinerte und die Basis für eine weitere höhere Kulturstufe abgab. Nachdem einmal die Spannkraft des Dampfes z. B. in einem einzigen Falle erkannt und praktisch verwertet worden war, musste die Anwendung des Dampfes sich rasch über alle Produktionsgebiete ausbreiten und sich solchergestalt eine allgemeine Kulturstufe entwickeln, die sich als das Zeitalter des Dampfes charakterisiert.“

Religiöse und naturwissenschaftliche, ethische und künstlerische, philosophische und soziale Ideen aller Schattierungen brodeln in diesem Kultur-Milieu durcheinander und stürmen fort und fort auf uns ein. Mit ihnen allen haben wir uns auseinander-

*) „Entstehen und Vergehen der Welt.“

zusetzen, mit Jesus und mit Darwin, mit Schopenhauer und mit Goethe, mit Nietzsche und mit Karl Marx, und alle diese uns unausgesetzt umschwebenden Geister wirken fort und fort im Sinne einer „Auslese“, scheiden die Böcke von den Schafen und die Schafe von den Böcken. Jeder neue Denker wie jede neue Idee kommt den Zeitgenossen zum Gericht, und diese richten sich selbst je nachdem sie sich zu jenem stellen und sich mit dieser auseinandersetzen: ernsthaft und aufrichtig oder leichtfertig und oberflächlich. Wir alle müssen zwischen jenen Gegenpolen, von denen wir nur die markantesten und vornehmsten aufzählen konnten, hindurch, wobei die Einen hüben, die Anderen drüben hängen bleiben und nur Wenige den Weg ins Freie und Freigestaltende finden, indem sie vermöge der stärkeren plastischen Kraft ihrer Natur die gegensätzlichen Ideen zu assimilieren und in höhere Harmonieen aufzulösen im Stande sind. Die konservative Staatsordnung und der Sozialismus sind die beiden mächtigsten Pole unserer Tage, zwischen denen Alles hindurch muss, was zu höherem Leben gelangen will, und sie erwecken auf diese Weise das Volksganze allmählich zu höherem Leben. Die schwächeren Atome fliehen dabei diesem oder jenem Pole zu, um dort haften bleibend ihr Eigenleben einzubüssen; die kräftigeren leisten beiden Widerstand und erstarken allmählich zu einer selbstständigen dritten Macht, die den beiden anderen Abbruch thut. Die Natur schafft sich die Organe, die sie braucht; sie erschafft zuweilen Organe,

die das Leben eines Volkes bedrohen und vernichten zu wollen scheinen; doch auch das hat seinen guten Grund. Es hat den Grund, eine mächtige Steigerung der gesamten Kräfte zu bewirken, eine Emporreizung des stagnierenden Lebens durchzusetzen, die Einzelnen zu höherer Freiheit und zu grösserem Bewusstsein ihrer selbst zu führen. Wer das gesamte Leben aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, wer jede, auch noch so unbequeme und widerwärtige Erscheinung solchermassen als ein Mittel zu einem höheren zuchtwählerischen Zweck, dem die Menschen und natürlich in erster Linie er selbst entgegengeführt werden sollen, zu verstehen im Stande ist, der scheint uns den Sinn des Lebens erst recht verstanden zu haben. Sollte nicht der „geistige Notstand", in den der moderne Mensch sich zumal durch die Aussichtslosigkeit alles irdischen Lebens und Strebens versetzt sieht, von dem er zu wissen glaubt, dass es einst wieder unter einer Vereisung unseres Erdballs begraben wird — sollte dieser Notstand, dieser geistige Kampf ums Dasein, oder besser, Kampf ums „geistige Dasein", nicht vielleicht auch ein Kunstgriff sein, dessen die Natur sich bedient, jenem zu vergleichen, den sie auf früheren Entwickelungsstufen anwandte, als die Lebewesen unter erschwerte, zu härterem Kampf ums Dasein herausfordernde Lebensbedingungen gerieten, in denen sie zu tüchtigeren und widerstandsfähigeren Lebensformen erstarkten? Sollte dieser neue Kampf ums Dasein, zu dem gerade die höchststehenden, vornehmsten und fähigsten

Menschenwesen herausgefordert werden, etwa bezwecken, diese zu immer wachsender Regsamkeit, immer energischerer Bethätigung ihrer Kräfte und geistigen Gliedmassen anzuspornen, um auch unter ihnen eine höhere Auslese zu zeitigen?

Es ist nicht nur eine Naturwahrheit, sondern geradezu die Wahrheit der Natur, dass diese zu Werkzeugen, um den Glauben an ihre Sache, oder, wenn der Ausdruck erlaubt ist, an ihr „Unternehmen" zu bekräftigen, sich immer gerade die „Ungläubigen" und „Abtrünnigen" heraussucht, nicht nur im religiösen Leben, sondern auch im politischen, gesellschaftlichen, künstlerischen, geistigen, kurz, in allen Verhältnissen. Sehen wir genauer zu, so ergiebt sich, dass der „Glaube", sozusagen, an die unerschöpfliche Kraft der Natur und das Sieghafte der „heilig schaffenden Gewalt" des Alllebewesens ganz unabhängig und ungestört von dem Meinen der Menschen auf sein Ziel hinarbeitet und sich der Menschen, ob sie gleich an einem glücklichen Ausgang des Weltprozesses verzweifeln, doch als Werkzeuge bedient, das Vertrauen darauf zu bethätigen. Denn wunderbarerweise pflegen gerade diejenigen, die sowohl ein jenseitiges als ein diesseitiges Lebensziel leugnen, mit stärkstem Pflichtgefühl es sich angelegen sein zu lassen, dem Vernünftigen und Zweckmässigen, dem Wahren und Schönen zum Siege zu verhelfen, das heisst, also unbewusst den Glauben darzuleben, dass in der Natur unerschöpfliche Kräfte wirksam sind, die mit Notwendigkeit auf die Verwirklichung höheren Formlebens hindrängen. Diese

„Ungläubigen“ sind also gerade durch die Gewissenhaftigkeit, mit der sie sich der sittlichen Lebensaufgabe widmen, die Träger und Vorkämpfer der natürlichen Glaubenskraft — gleichsam als tragische Charaktere, die eine Rolle mimen, die der Natur-Dichter ihnen souffliert — und sie beweisen damit zugleich, wie ohnmächtig und wertlos alles menschliche Meinen und Dafürhalten ist, wie die Natur gleichsam ihr Spiel und ihren Spott damit treibt, indem sie die selbständigeren, tüchtigeren, widerstandsfähigeren Charaktere durch den Mangel an intellektueller Glaubensfähigkeit zu nimmerruhenden Kämpen der natürlichen Glaubenssache bestimmt und sie unbewusst vertreten lässt, was sie bewusst ablehnen. Und eben dieses natürliche Wirken hält die weniger selbständigen und sittlich tüchtigen Individuen durch eine falsch gerichtete — dogmatische — Glaubensfähigkeit abseits und schliesst sie vom Mitbewerb um höhere Lebenskräfte aus. Die oben erwähnte „Auslese“ waltet also auch hier, in der höheren menschlichen Lebenssphäre, mit unfehlbarer Sicherheit ihres Amtes. Das Ausgeschlossensein von den seelisch-geistigen Befriedigungen, die der Dogmenglaube bietet, vermag eine Anspannung und Auslösung von Kräften zu zeitigen, die höhere Lebenswerte in die Erscheinung ruft. Und diese Thatsache gewährt zugleich einen Einblick in die nahen Beziehungen des christlichen zu dem natürlichen Wesen, indem sie zeigt, ein wie wahrhafter Geistesblitz der Natur die Lehre Jesu war. Der Nazarener wählte bekanntlich zu Verkündern seiner Ideen Ausgestossene,

Geächtete, Arme an Geist, Zöllner und Sünder, während er den „Besitzenden“, den Guten und Gerechten, die auf ihren rechten Glauben pochten, seinen ganzen Unwillen entgegenbrachte, zum Beweis, dass es keinerlei „Bekenntnis“, sondern allein der Wille, der Wille zur That, der Geist des Unbewussten thut, der nicht nur mit bewusster Glaubens- und Gottesleugnung sehr wohl bestehen kann, sondern sogar in gewissem Grade damit verbunden sein muss. Alle geistigen Richtungen sind im letzten Grunde auch nichts Anderes als „Naturspiele“, wenngleich auf einer so hohen Stufe der Organisation, dass die Natur, wie der Dichter im Schauspiel, über den Dekorationen und der Handlung momentan vergessen wird, die ganz selbstständig vor sich zu gehen und ausser Zusammenhang mit der Wirklichkeit zu stehen scheint. Sie sind blosse Werkzeuge in der Hand des All-Künstlers, um die idealen Zwecke des Gesamtlebens zu fördern.

Es gilt als eine anthropologisch erwiesene Thatsache, dass Herrenbewusstsein und Herdenbewusstsein in Korrelation stehen mit Langköpfigkeit und Rundköpfigkeit. Demgemäss werden wir die im Vorstehenden gekennzeichnete Auslese der selbständigen, mit starkem Unabhängigkeitssinn begabten Individuen — der „Ungläubigen“ — vorzüglich jener, die unselbständigeren „Gläubigen“ hingegen, welche der Dogmen und Institutionen zu ihrer Stütze nicht entraten können, dieser zuzuzählen haben. Betrachten wir nun das modernste

deutsche Kultur-Milieu, das wir seinem hervorstechendsten Charakter gemäss wohl am Zutreffendsten als das büreaukratische bezeichnen dürften, in dem die Institution und das Dogma Alles, das Individuum durch sich selbst Nichts gilt und nichts sein darf, so lange ihm nicht die Institution oder die „Herde", der es aggregiert ist, ihren Stempel aufgeprägt hat, dann werden wir uns ein Bild machen können, welcherart Rasse durch dieses Milieu begünstigt, gefördert und herangezüchtet wird. Francis Galton hat sehr überzeugend dargethan, aus welchen Gründen die Nachkommen religiös veranlagter, sogenannter frommer Naturen bekanntermassen so häufig übel ausschlagen und entarten, nämlich weil die Neigung zu Extremen, die überall das Symptom einer inneren Haltlosigkeit ist, schon bei ihren Erzeugern bestanden, die eben in einem gewissen „Glauben" sich instinktiv den Halt zu schaffen suchten, den ihre Natur entbehrte und dessen Mangel ihre Nachkommen völlig haltlos dem Meer ihrer Triebe und Leidenschaften überantwortet*). Wenngleich nicht immer auf eine solche innere Haltlosigkeit, so ist jedes Bedürfnis nach dem „Halt" einer Institution, einer Partei u. s. w. doch auf eine entsprechende innere Schwäche zurückzuführen, die einen äusseren Anschluss benötigt, und jede Institution wirkt ihrerseits wiederum schwächend in dieser Hinsicht auf Alle zurück, die ihr angehören. Es besteht hier, wie so oft, Wechsel-

*) Hereditary Genius, S. 271.

wirkung, ein circulus vitiosus. „Wie viel einer Glauben nötig hat, um zu gedeihen," urteilt Friedrich Nietzsche, „wie viel Festes, an dem er nicht gerüttelt haben will, weil er sich daran hält, — ist ein Gradmesser seiner Kraft (oder, deutlicher geredet, seiner Schwäche). Christentum haben, wie mir scheint, im alten Europa auch heute noch die Meisten nötig; deshalb findet es auch immer noch Glauben. Denn so ist der Mensch: ein Glaubenssatz könnte ihm tausendfach widerlegt sein, — gesetzt er hätte ihn nötig, so würde er ihn auch immer wieder für ‚wahr' halten — gemäss jenem berühmten ‚Beweise der Kraft', von dem die Bibel redet."*) Solchermassen sind unsere modernen gesellschaftlichen und staatlichen Einrichtungen wie abgepasst für die Rundköpfe, indem sie deren Fortkommen und Entstehung in jeder Weise begünstigen. Wie dieselben einer Organisation als Lebensnotwendigkeit bedürfen, so fügen sie sich auch leichter in eine solche und leben sich in sie ein, als die Langköpfe, wie z. B. u. A. in die der katholischen Kirche. Sie gewinnen daher leicht über die letzteren einen Vorsprung, und man kann im Allgemeinen sagen, dass überall sie es sind, die „Carrière" machen und in die einflussreichsten und höchsten Stellungen gelangen, während die Langköpfe mehr und mehr in die ideologischen Berufsarten der Dichter, Künstler und Philosophen gedrängt werden. „In einem nur nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage

*) Die fröhliche Wissenschaft, S. 268 (V, 347).

geregelten, aber gegen offene Gewalt geschützten Staatswesen," sagt John Ruskin, „sind diejenigen, die reich werden, im Allgemeinen die Fleissigen, Entschlossenen, Hochmütigen, Habsüchtigen, Pünktlichen, Methodischen, Vernünftigen, Nüchternen, Gefühllosen und Unwissenden. Diejenigen, die arm bleiben, sind die ganz Dummen und die ganz Weisen, die Trägen, Sorglosen, Demütigen, die Grübler, Phantasten, Stumpfsinnigen, die Tiefempfindenden, Gelehrten, Tollkühnen, die ungezügelt und impulsiv Bösen, der plumpe Betrüger und der offenkundige Dieb, und wiederum die durch und durch barmherzigen, gerechten und göttlichen Menschen."*) Wir glauben, dass diese Unterscheidung den Charakter der Rundköpfe und der Langköpfe im Wesentlichen trifft.

Wir haben an anderer Stelle gesehen, dass die Urbevölkerung Europas von mongolischem Charakter war, der sich im Laufe der Zeit mit dem keltoromanischen Element zu einem mittleren Typus von rundköpfiger Tendenz verschmolz. Diesem gegenüber steht als Gegenpol ein mittlerer Typus mit langköpfiger Tendenz, hervorgegangen aus dem Verwachsen des germanischen Elements mit dem keltoromanischen. Wiewohl unendlichfache Abstufungen und Schattierungen dazwischen stehen, kann man diese beiden Typen doch als feste, ruhende Pole in

---

*) Diesem Letzten (Unto this last). Vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft. Deutsch von A. v. Przyschowski (Eugen Diederichs, Leipzig).

der Erscheinungen Flucht der allgemeinen europäischen Rassenkreuzung und Blutmischung annehmen und sie als die Träger des Kultur-Milieus unserer Tage ansprechen, dergestalt, dass jener das konservative, stabile, auf blosse Ausnutzung und Ausgeniessung der Kulturgüter bedachte Element, dieser das entwickelungsfähige, ideenhafte, schöpferische ausmacht. Die Natur des Mischlings ist unruhig, unstät, empfindsam, nervös, zu Extravaganzen und Extremen neigend, von Stimmungen abhängig, die leicht in ihre Gegensätze umschlagen. Die allgemeine Nervosität und Hast unserer Zeit, das Bedürfnis und die Sucht nach Sensationen, ungekannten neuen Empfindungen, Erfahrungen, Erlebnissen, nach dem „Wunderbaren", wie Ibsen diesen Hang so zutreffend kennzeichnet, dürfte sich wohl aus diesem Mischlingscharakter erklären. „Auch das ist noch das Verlangen nach Halt, Stütze, kurz jener Instinkt der Schwäche, welcher Religionen, Metaphysiken, Überzeugungen aller Art zwar nicht schafft, aber — konserviert," könnte man hier mit Nietzsche sprechen*): „Der Glaube ist immer dort am Meisten begehrt, am Dringendsten nötig, wo es an Willen fehlt: denn der Wille ist, als Affekt des Befehls, das entscheidende Abzeichen der Selbstherrlichkeit und Kraft. Das heisst, je weniger Einer zu befehlen weiss, um so dringlicher begehrt er nach Einem, der befiehlt, streng befiehlt, nach einem Gott, Fürsten, Stand, Arzt, Beichtvater,

*) A. a. O.

Dogma, Parteigewissen.“*) Wir glauben, dass auch die moderne Sucht nach der höchsten Sensation, nach dem Wunderbaren, unter diesen Instinkt der Schwäche fällt, dessen Entstehungsgrund Nietzsche in der ungeheuren Erkrankung des Willens findet, die den beiden Weltreligionen, dem Buddhismus und dem Christentum, Ursprung gegeben. „Beide Religionen fanden,“ nach Nietzsche, „ein durch Willens-Erkrankung ins Unsinnige aufgetürmtes, bis zur Verzweiflung gehendes Verlangen nach einem ‚Du sollst‘ vor, beide Religionen waren Lehrerinnen des Fanatismus in Zeiten der Willens-Erschlaffung und boten damit Unzähligen einen Halt, eine neue Möglichkeit zu wollen, einen Genuss am Wollen.“**) Und so dürfte es in unseren Tagen wiederum sein, nur mit dem Unterschied, dass sich dieser selbe Instinkt der Schwäche in die Formen unseres aufgeklärten „gebildeten“ Kulturbewusstseins kleidet. Er ist darum nicht weniger, als was er am Ausgang des Altertums war, und sein Entstehungsgrund ist in entsprechenden Vorgängen zu suchen, nämlich in schrankenloser Völker- und Rassenmischung, wie sie zu Anfang unserer Zeitrechnung durch die Konstituierung des römischen und zu Anfang des 19. Jahrhunderts durch die des napoleonischen Reichs in die Wege geleitet wurde.

Die moderne europäische Kultur ist von einer chiliastischen Stimmung beherrscht. Überall ein

*) A. a. O.
**) Ebenda.

Suchen nach neuen Lebensformen und Gestaltungen, ein Zug heraus aus dem Alten, Überlebten, aus der überkommenen Gesellschaftsordnung, deren Formen überall als lästige Fesseln, als Hemmnisse des Fortschritts empfunden werden, die nicht schnell genug überwunden und beseitigt werden können. Das macht, unsere sittlichen Kräfte und Anforderungen sind schneller gewachsen, als unsere intellektuellen Fähigkeiten, so dass wir uns wohl leicht in vollkommenere Ordnungen hineindenken können und eine unbezwingliche Sehnsucht nach solchen verspüren, ohne indessen in gleichem Masse befähigt zu sein, solche praktisch ins Leben zu rufen. Der sozialistische Zukunftsstaat, die mannigfachen sozialen Utopieen, welche in den letzten Jahrzehnten aufgetaucht sind, die verschiedenen Freilandgründungen, weiterhin das Suchen nach der Zukunftsreligion, nach der neuen einheitlich-umfassenden Weltanschauung, und letztlich die Erziehung — um nicht zu sagen Erzeugung — des „modernen Menschen", des höheren und des Übermenschen — alles dies sind nur wechselnde Ausdrucksformen einer und derselben Grundstimmung unserer Zeit, die sich so gleichzeitig und gleichartig unter allen europäischen Kulturvölkern geltend machen, dass wir sie als die Lebensluft, als das geistige Milieu bezeichnen müssen, dem alle unsere Zeitgenossen unterstehen. Vom vornehmsten Denker bis herab zum einfachsten Arbeiter haben die modernen Europäer sich ohne Ausnahme mit dieser Grundstimmung auseinanderzusetzen und werden, ob sie wollen oder nicht, lang-

samer oder schneller, von dem allgemeinen Strom mitfortgerissen. Der Arbeiter, der sozialistischen Ideen nachängt, wie der Gelehrte, der zu Nietzsche Stellung nimmt, sie sind beide von dem gleichen Zuge der Zeit ergriffen, ob sie nun Revolution predigen oder Reform: ob sie sich gegen den Strom stemmen oder von ihm forttragen lassen. Dieser Zug scheint so allgewaltig und überwältigend, dass nicht nur das Individuum, sondern auch alle Rassenhaftigkeit in ihm zu verschwinden und unterzugehen droht, und man fast geneigt sein könnte, jenem modernen Sozialpolitiker beizupflichten, der, zu Gobineau und seiner Schule Stellung nehmend, behauptete, dass das Rassenproblem im modernen Kulturleben nicht mehr. in Frage kommen könne und man vielmehr versuchen müsse, bei der Erklärung der mannigfachen sozialen und psychophysischen Phänomene mit den allgemein menschlichen Anlagen auszukommen. Und doch! Sehen wir nur einmal zu, wie grundverschieden die chiliastische Stimmung unserer Tage in einem sozialistischen Arbeiter und in einem Nietzsche zum Ausdruck kommt — ob da nicht trotz aller schrankenlosen Blut- und Rassenmischung und durch das ganze nivellierende, international-ausgeglichene zivilisatorische Kulturgewebe hindurch ursprüngliche Rassenhaftigkeit mit ungebrochener Kraft durchschlägt. Nietzsche, in dem sich adeliges Polenblut mit individualistisch-ideologischem deutschen verbunden hatte, erstrebt eine aristokratische Kultur auf der Basis der europäischen Zivilisation, die sich herausheben soll auf den Schultern gleich-

sam einer Hundert-Männer-Schar von produktiven, in einem neuen Geiste erzogenen und wirkenden Menschen — wie er sagt: „um der in Deutschland gerade jetzt modisch gewordenen Gebildetheit den Garaus zu machen“*) — nicht anders, als die Kultur der Renaissance sich auf den Schultern einer solchen Hundert-Männer-Schar heraushob. Der sozialistische Arbeiter hingegen, aus der Hefe des Volkes, in der der keltomongolische Bodensatz der europäischen Urbevölkerung zweifellos noch wieder durchschlägt, verlangt nach einer kommunistischen Gesellschaftsordnung, in der nicht nur gleiches Recht für Alle, sondern gleiche Pflicht, gleicher Anteil am Leben und Arbeitsertrag besteht. Dieser begehrt demgemäss nach der atavistischen Urform des sozialen Lebens zurück, in der allein er seinen Kräften und Neigungen entsprechend sich wohl zu fühlen vermag und er auf seine Rechnung kommt; jener aber nach der feudalen Lebensordnung seiner Vorfahren, nach einem Herrenmenschentum, das im Geiste des modernen Kulturbewusstseins abgeklärt und auf die Spitze getrieben erscheint. Ursprünglicher Rassengeist hier wie dort, und dennoch in das gleiche Milieu getaucht und von ihm gefärbt, der gleichen Grundstimmung entsprungen, aus einem und demselben Zug der Zeit herausgeboren. Welche Gegensätze! Wir haben nur die beiden denkbar extremsten hier anführen können. Von solchen Rassengegensätzen schillert aber das ganze moderne Kultur-Milieu.

*) Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, S. 22.

„So liegt Adel und Unadel in jedem Thun, und wie du immer diese Tasse aufnehmen oder jener Blume Wasser geben magst, es liegt immer darin ein Steckbrief hinter deiner Seele her.“*) Viel sicherer als dieses Wort im Geiste Emersons dürfte die Weltanschauung, zu der ein Mensch sich bekennt, die Konfession, der er angehört, ein Steckbrief hinter ihm her sein und einen Rückschluss auf seinen Rassen-Charakter erlauben. Aber noch mehr verrät zumal die plebejischere oder aristokratischere Art seiner Lebensbethätigung, ganz unabhängig von seiner religiösen oder politischen Überzeugung, wohin er zu zählen ist, ob nach rechts oder nach links, in der grossen Reichsversammlung des modernen Kulturlebens, in der allerdings Mancher, der in Wirklichkeit der Rechten angehört, zur Linken geschlagen würde, und mancher Mann der Linken zur Rechten. Nicht immer zwar ist der Rassen-Charakter so klar erkennbar wie in der obigen Gegenüberstellung; aber für den schärfer Blickenden ist er doch überall, selbst unter den buntesten Verkleidungen, unverkennbar. Einem solchen, der sein Auge auf die Rassenhaftigkeit eingeübt und eingestellt hat, spielt ein jedes Individuum unbewusst den eigenen Steckbrief in die Hand, und sein unterbewusstes Leben beginnt zu reden wie der Zwerg Mime in Wagners Siegfried: die verborgensten Geheimnisse auszuplaudern, seine wahre Natur zu enthüllen, seine tiefsten Absichten

*) Vgl. „Lebensführung“ von Emerson. — Wilhelm Spohr i. d. Halbmonatsschrift „Ernstes Wollen“ (Berlin W. 50), Nr. 61. S. 8.

zu verraten — ohne dass er es gewahr wird. Wir hören zwei Stimmen reden, wenn ein solcher Mensch zu uns spricht: eine wirkliche und eine geisterhafte in lautlosen Worten, die nur wir hören. Und diese letzte Stimme übertönt des Öfteren die wirkliche und straft sie Lügen! So findet man zuweilen im liberalen Lager Abkömmlinge von Herrennaturen, die ihr arisches Blut im Empfinden und Denken im Gewand ihres politischen und kulturellen Glaubensbekenntnisses bekunden und bethätigen, und im konservativen Plebejer vom reinsten Wasser, deren mongoloide Natur durch alle Feudalismen, Standesherrlichkeiten und Adelsprädikate hindurchschimmert.

* * *

„Physisch-klimatische Einwirkung auf Bildung menschlicher Gestalt und körperlicher Eigenschaften leugnet Niemand, aber man denkt nicht immer daran, dass Regierungsform eben auch einen moralisch-klimatischen Zustand hervorbringe, worin die Charaktere auf verschiedene Weise sich ausbilden. Von der Menge reden wir nicht, sondern von bedeutenden, ausgezeichneten Gestalten. In der Republik bilden sich grosse, glückliche, ruhig-rein thätige Charaktere; steigert sie sich zur Aristokratie, so entstehen würdige, konsequente, tüchtige, im Befehlen und Gehorchen bewunderungswürdige Männer. Gerät ein Staat in Anarchie, sogleich thun sich verwegene, kühne, sittenverachtende Menschen hervor, augenblicklich gewaltsam wirkend, bis zum Entsetzen

alle Mässigung verbannend. Die Despotie dagegen schafft grosse Charaktere; kluge, ruhige Übersicht, strenge Thätigkeit, Festigkeit, Entschlossenheit, alles Eigenschaften, die man braucht, um den Despoten zu dienen, entwickeln sich in fähigen Geistern und verschaffen ihnen die ersten Stellen des Staates, wo sie sich zu Herrschern ausbilden."

So Goethe*). Aber alle diese thätigen, thatkräftigen, verwegenen und grossen Charaktere, die sich solchermassen unter den verschiedenen, wechselnden Regierungs- und Gesellschaftsformen hervorthun, sind nur als Abwandlungen der im Schosse des Volkes ruhenden Rassenhaftigkeit und rassebildenden Kraft zu erachten, die unter den sich wandelnden Gestaltungen des sozialen Lebens — dem jeweiligen „moralisch-klimatischen Zustand", wie Goethe sagt, unserem „Milieu" entsprechend — in immer verwandelter Gestalt hervortritt, im Grunde aber eine und dieselbe bleibt. Die plastische Kraft der Volksnatur sendet diese Menschen-Raketen aus, und es erscheint zweifellos, dass sie um so stärker geladen und um so leichter entzündlich sein muss, je schärfer gegensätzliche Elemente sie in sich birgt. Freilich dürfen dies nicht so vielfache und so extreme Gegensätze sein, welche die krafttreibende Wurzel zerreissen und in sich zerstören; aber Gegensätze, die einander unaufhaltsam reizen und wach erhalten, und durch den Gegenreiz empor und heraustreiben zu immer neuen Lebensgestaltungen.

*) West-östlicher Divan. Noten und Abhandlungen, I, S. 558.

Solchermassen bethätigt sich die Funktion verschiedener Rassencharaktere, die in einem Volke verschmolzen sind, und zwar wie die Elemente einer chemischen Verbindung mit ihren ursprünglichen Eigenschaften in dem neuen Körper verschwinden, ohne indessen in ihrem typischen Wesen darüber zu Grunde zu gehen, das in allen Verbindungen ewig seiner Natur getreu weiter wirkt und im Scheidungsfalle unverwandelt und unberührt wieder in die Erscheinung tritt. Man kann daher auf Rassen im Volke beziehen, was S. H. Mosenthal von den „Leidenschaften" des Menschen sagt in den wunderbaren Worten:

Leidenschaften sind schäumende Pferde,
Angespannt an den rollenden Wagen:
Wenn sie entmeistert sich überschlagen,
Zerren sie dich durch Staub und Erde.
Aber lenkst du fest die Zügel,
Wird ihre Kraft dir selbst zum Flügel,
Und je stärker sie reissen und schlagen,
Um so herrlicher rollt dein Wagen.

An dem Wagen des Volkslebens zerren so die verschiedenen Rassen, die ihm angeschlossen, bezw. in ihm ethnologisch verbunden sind, gleich schäumenden Rossen und wollen gelenkt sein je nachdem bald das eine, bald das andere sich stärker hervorzuthun strebt. In einer demokratischen Gesellschaftsordnung wird dergestalt — wenn wir ein europäisches Kulturvolk ins Auge fassen — das keltomongolische Grundelement die Oberhand gewinnen und gewissermassen die Zug- und Leitkraft

darstellen, in einer aristokratischen hingegen das keltogermanische, bezw. reiner germanische, während jeweilig das andere zum blossen Mitläufer verurteilt erscheint; unter der Anarchie oder Despotie wiederum werden entsprechend dort noch tiefere, hier höhere Schichten zur Herrschaft gelangen. Hiermit sollen indessen nur allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt und soll nicht behauptet sein, dass diese in jedem Falle bis ins Einzelne zutreffen und gewissermassen „Regeln ohne Ausnahme" darstellen müssten. Aber so viel dürfte wohl anstandslos zuzugeben sein, dass die aristokratische Gesellschaftsform das germanische, die demokratische das keltomongolische Element überall begünstigen und gleichsam empor- und herauszüchten muss, indem die eine um die andere jeweilig Lebensluft und Licht für die speziellen Wachstumsbedingungen aufthut.

Die erste französische Revolution hat in dieser Hinsicht eine kolossale Umwälzung über Europa gebracht und eine ganz neue Menschheit aus dem untersten Volke herausgezogen. Während vorher die aristokratisch-despotische Regierungsform nach bourbonischem Muster durchweg in den europäischen Kulturstaaten herrschte, entstand in Paris zum ersten Mal in der neueren Geschichte die demokratische Form, und zwar in ihrer ausgeprägtesten, extremsten, der ochlokratischen Gestalt. Die Dauerlosigkeit und der wiederholte Wechsel der französischen Verhältnisse hatte auf die Bewegung, die durch den ersten Bruch mit dem alten System in Fluss gebracht war,

keinen oder nur unwesentlichen Einfluss. Diese pflanzte sich über alle Völkerschaften Europas fort und kam nicht zur Ruhe, bis überall das despotische durch das repräsentative System verdrängt war. England allein hatte sich seine Verfassung um ein Jahrhundert früher selbständig erkämpft, und die englische Revolution wie das aus ihr hervorgegangene Parlament sind massgebend für die französischen Vorgänge geworden, wie denn die unter seinem moralisch-klimatischen Zustand erwachsenen Denker und Philosophen die späteren französischen vorrevolutionären Geister befruchtet haben. Das Alles sind bekannte Dinge, aber ihr Einfluss auf die ethnische Gestaltung des europäischen Völkerlebens dürfte bisher noch wenig erörtert sein. England und Russland blieben einzig von der revolutionären Bewegung des 18. Jahrhunderts unberührt; jenes durch seine insulare Lage und seine gediegenere Verfassung, als sie das französische Repräsentativsystem zu bieten vermochte, geschützt, dieses durch seinen sarmatischen Charakter, seine tiefstehende Kultur, an der die Bewegung ebenso machtlos abprallte, wie die Heerscharen Napoleons an ihr zu Grunde gingen. Überall aber, wohin sie sonst drang, veränderte sie den Charakter des Volkes mit der Umwandlung der Regierungsform von Grund auf, indem sie die alten Herrengeschlechter, deren Rechte und Privilegien sie beschränkte, gewissermassen auf den Aussterbeetat setzte und neue Geschlechter aus dem Bürgertum und den unteren Volksschichten emportrug. Eine neue Menschheit begann seit den Tagen

von 1789 und ihren revolutionären Folgeerscheinungen und Nachspielen überall in Europa die leitenden Stellen und höheren Berufsarten zu erfüllen, eine kolossale Umprägung und Neuwertung der Volksschichten begann und ist noch immer im weiteren Verzuge. Die Menschen mit dem aristokratischen Pli der alten Diplomatenschule (des ancien régime) verschwanden, um einem gröberen Schlag Platz zu machen, der nunmehr auf die Schaubühne des staatlichen und politischen Lebens trat und dessen derbere Natur mehr ursprüngliche Frische, mehr Schaffensfreudigkeit und praktischen Sinn und Verstand in sich trug.

Die erste Revolution war eine bürgerliche Bewegung. In ihrer letzten, äussersten Fortsetzung, der modernen sozialen Bewegung, wurde sie zu einer Erhebung des vierten Standes, des untersten, Handarbeit treibenden Volkes gegen die bürgerliche Gesellschaft, und demgemäss sehen wir in unseren Tagen den Arbeiter dieser Gesellschaft mehr und mehr das Gepräge verleihen, wie der Bürger der Gesellschaft des 18. Jahrhunderts sein Gepräge verliehen hatte. Unsere Kaufleute und Industriellen z. B. haben durchweg einen roheren, banausischeren Charakter als ihre Vorgänger noch vor 100 und vor 50 Jahren, freilich auch einen frischeren, wuchtigeren, thatkräftigeren Zug. Wilhelm Heinrich Riehl charakterisiert den Kaufmannsstand seiner Tage — also etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — gegenüber dem der deutschen Renaissance folgendermassen: „Wer viele Tausende

im Handel jährlich umsetzt, den nennt man gewöhnlich einen Kaufmann, und wer es nur mit wenigen Hunderten kann, einen Krämer. Das ist eine geistlose Unterscheidung. Es giebt Krämer, die einen umfassenden Grosshandel treiben, und Kaufleute, die nur einen kleinen Kram besitzen. Es kommt lediglich darauf an, ob der soziale Philister in den Kaufmann gefahren ist oder nicht. Der Krämer kauft und verkauft für seinen Vorteil, der Kaufmann thut das nicht minder, aber er sucht seinen Vorteil nur da, wo dieser zugleich ein Vorteil der Korporation, des Standes, der Nation wird. Er hat ein soziales Interesse sogar im Geschäft. Die jetzt so landläufigen Grundsätze der Freihändler, dass der Kaufmann immer da einkaufen müsse, wo er den billigsten Markt finde, dass bei Geldsachen die Gemütlichkeit aufhöre u. s. f., sind Grundsätze der Krämer, nicht der Kaufleute. Es wird dem echten Kaufmanne gegen das Gewissen laufen, aus Privateigennutz den Gewerbfleiss des Auslandes zum Nachteil der heimischen industriellen Arbeit zu fördern, wie es einem rechtschaffenen Staatsmanne gegen das Gewissen läuft, das Interesse des eigenen Landes an ein fremdes Kabinett zu verraten. Darum fühlt sich aber auch der echte Kaufmann als Glied einer nationalökonomischen, einer politischen Macht. Vergleicht man die sozialen und nationalen Verdienste der meisten unserer sogenannten ‚ersten Häuser' mit dem Wirken jener alten Handelsfürsten in den italienischen, deutschen und niederländischen Handelsstädten, dann merkt man erst, wie tief sich

in der Zopfzeit der soziale Philister in unseren Kaufmannsstand eingewühlt hat. Die Gunst jener alten Kaufleute, wo sie sich der Kunst und Wissenschaft zuwandte, ward zu einem Ehrenzeichen für dieselbe; wenn dagegen der moderne reiche Krämer Talent und Bildung ‚protegiert', beleidigt er durch seine Gönnerschaft." *)

Das trifft, was geistige und ästhetische Kultur anbelangt, in weit schärferem Masse noch auf die Grosskaufleute und Industriellen unserer Tage zu. Was haben diese Leute für geistige oder künstlerische Interessen übrig, wo haben sie im Geringsten Sinn und Verstand für eine geistige und ästhetische Kultur ihres Volkes? Und fassen wir unsere Künstler selber näher ins Auge: um wie viel sind sie selbst banausischer und plumper geworden als die unserer klassischen Zeit! Ist viel von wahrhafter ästhetischer Kultur bei ihnen zu finden, von dem feingeistigen Wesen, das unsere Klassiker durchweg auszeichnete, die unverkennbar noch etwas von dem alten diplomatischen Wesen des achtzehnten Jahrhunderts aufwiesen? Die Modernen, wie sie mit Vorliebe soziale Probleme und Vorwürfe aus dem Milieu der untersten Volksschichten behandeln, haben längst selbst etwas von dem Charakter des arbeitenden Volkes angenommen, der sich der ganzen modernen Gesellschaft mehr und mehr aufprägt, vom untersten Beamten bis zum Minister und Fürsten. Unsere Gesellschaft ist banausischer und brutaler,

*) Naturgeschichte des Volkes, II, S. 227—228.

als es alle früheren waren, dafür aber auch wiederum mitleidiger und weichmütiger, sinnlicher und derber in ihren Genüssen, geschäftiger und geschäftsmässiger, ohne edlere Kultur des Geistes, ohne viel wahrhaft geistiges Interesse überhaupt: vom Schreiber bis zum Professor. Der moderne Akademismus und ausschliesslich exakt-wissenschaftliche, empirische Betrieb der Wissenschaften, ohne ideell-geistige Gesichtspunkte, ist der handwerksmässige Betrieb, und in dieser Hinsicht hat auch das Professorentum unserer Tage am Handwerker abgefärbt, wie unser gesamtes Kulturleben. Nicht anders müssen wir, wie in dem wissenschaftlichen Spezialismus, so in dem künstlerischen Naturalismus als Wirklichkeitstreue den handwerksmässigen Betrieb der Kunst erkennen, der das Detail, den Kleinkram, über das Wesentliche, die Hervorhebung der typischen Züge einer Erscheinung stellt, und den wiederum Riehl mit den treffenden Worten kennzeichnet: „Zu beobachten, was man findet, ist leicht, aber das zu finden, was man beobachten will, das ist die feinere Kunst . . . Ein Landschaftsmaler wird mich verstehen, wenn ich sage: wer nach der Natur zeichnet, der muss in demselben Moment frei komponieren, in welchem er naturgetreu kopiert, oder es giebt eine ganz kindische Landschaft, unwahr aus lauter Treue, mit Blätterklumpen statt Bäumen, mit Grashalmen statt der Wiese.“*) „Und seltsam genug“ — bemerkt er weiterhin — „befreiten wir unsere

*) A. a. O. IV, 18.

Gärten fast in derselben Zeit von der Tyrannei der Baumschere und den geradlinig zugeschnittenen Alleen und Hecken und symmetrischen Beeten, wo die gleiche Tyrannei der geraden Linie und der Fenstersymmetrie bei dem bürgerlichen Hause durchaus den Sieg gewann. Dieser Widerspruch in äusseren Dingen wiederholt sich im tiefsten Seelenleben der Nation.“*) Das bedeutet aber Alles nichts Anderes, als dass unser ganzes öffentliches Leben handwerksmässiger und banausischer geworden ist. Unsere Gebäude und Geräte sind protzig, überladen, aufdringlich; sie zeigen nichts von einem einheitlichen Stil, der den Gegenstand seiner Bestimmung genau angepasst erscheinen lässt; sie sind mit überflüssigem Zierat bedeckt, der in keinem organischen Zusammenhang mit dem Ganzen steht, Arbeiten ohne Sinn und Gefühl, ohne Geschmack und Verstand, von Emporkömmlingen für Emporkömmlinge. So sind unsere Wohnhäuser, Villen, Kirchen und öffentlichen Gebäude; so ist unser Erziehungs- und Schulwesen, unsere gesamte Bildung und Geselligkeit: Alles auf schnelles Fortkommen und handwerksmässigen Betrieb abgepasst, ohne eine Spur von dem, was man „Kultur“ in tieferer Bedeutung und in höherem Sinne nennt. Man sieht überall unverkennbar, dass ein altes feinsinniges Geschlecht ausgestorben und ein banausisches in seine hinterlassenen Kulturbauten und Wohnplätze eingezogen ist, die es verunstaltet und zwischen die hinein es — gleichwie sich selbst — so seine protzigen,

*) A. a. O. III, 183.

aufdringlichen und geschmacklosen Gebilde stellt. Die Revolution des vierten Standes, der „grosse Kladderadatsch", auf den man noch immer wartet, hat sich, wenigstens in unserem Kulturleben, längst vollzogen. Unbemerkbar, geräuschlos ist der Geist des vierten Standes mit der sozialen Bewegung überall eingezogen und hat den alten Kulturgeist des deutschen Volkes verdrängt. Wie das protestantische Wesen die fanatischsten katholischen Würdenträger nicht unbeeinflusst gelassen hat, indem es ihnen grösseren Wahrhaftigkeits- und Ehrlichkeitssinn mitteilte, so sind auch unsere verstocktesten Konservativen von dem Geist der sozialen Bewegung in Mitleidenschaft gezogen worden. Wir sagen aber mit Bedacht: in Mitleidenschaft. Denn, im Gegensatz, haben sie sich vorzüglich von den schlimmen Seiten derselben berühren lassen. Auch sie liessen den alten Kulturgeist fahren, um der modernen Kulturwidrigkeit willen, ohne zugleich des wirklich Guten, das die soziale Bewegung zu bieten hatte, teilhaftig zu werden: grösserer Ursprünglichkeit und Frische, intensiveren Wahrhaftigkeitssinns, Ehrlichkeits- und Gerechtigkeitsgefühls.

* * *

Damit glauben wir, wenngleich nur in grossen Zügen, ein übersichtliches Bild der Strömungen und Wandlungen des modernen, vorzüglich des deutschen Kultur-Milieus gegeben zu haben, in das wir Lebenden eingetaucht sind und aus dem künftige

„glücklichere“ Generationen hervorgehen sollen. Überall sehen wir indessen Kräfte an der Arbeit, diesen Generationen verheissungsvollere Wege zu bereiten. Es herrscht eine allgemeine „Missstimmung“ über dieses Milieu. Wenige fühlen sich wohl in ihm; keine edlere Natur zum Mindesten. Unzählige sind bemüht, unsere Verhältnisse zu reformieren. „Reform“ ist das Schlagwort unserer Tage. Aber nirgends scheinen ausreichende Kräfte, scheinen Persönlichkeiten vorhanden, die imstande wären, von Grund auf zu reformieren und den künftigen Geschlechtern ein vornehmeres, geistig fruchtbareres, verheissungsvolleres Kultur-Milieu zuzubereiten. Alles bleibt halbe Arbeit, Stückwerk. Kirchliche Bestrebungen, die dem Volke die Religion erhalten sollen, ethische, die alle Religion beseitigen wollen, Arbeiterfürsorge und Kunsterziehung, Invalidenversicherung und ästhetische Kultur, Darwinismus und Bibelglaube, Übermenschentum und Gesundbeterei, Katholizismus und Goethische Lebensverherrlichung, buddhistische Theosophie und intelligente Leibeszucht — so arbeitet das durch- und gegeneinander. Und doch — so möchten wir unsere Gedanken in denen Friedrich Albert Langes ausklingen lassen, mit welchen dieser Denker seine „Geschichte des Materialismus“ beschliesst: „Ob die Zukunft wieder hohe Dome baut, oder ob sie sich mit lichten, heitern Hallen begnügen wird; ob Orgelschall und Glockenklang mit neuer Gewalt die Länder durchbrausen werden, oder ob Gymnastik und Musik im hellenischen Sinne zum Mittelpunkt

der Bildung einer neuen Weltepoche sich erheben – auf keinen Fall wird das Vergangene ganz verloren sein und auf keinen Fall wird das Veraltete unverändert sich wieder erheben. Im gewissen Sinne sind auch die Ideen der Religion unvergänglich. Wer will eine Messe von Palestrina widerlegen, oder wer will eine Madonna Raphaels des Irrtums zeihen? Das gloria in excelsis bleibt eine weltgeschichtliche Macht und wird schallen durch die Jahrhunderte, so lange noch der Nerv eines Menschen unter dem Schauer des Erhabenen erzittern kann. Und jene einfachen Grundgedanken der Erlösung des vereinzelten Menschen durch die Hingabe des Eigenwillens an den Willen, der das Ganze lenkt; jene Bilder von Tod und Auferstehung, die das Ergreifendste und Höchste, was die Menschenbrust durchbebt, aussprechen, wo keine Prosa mehr fähig ist, die Fülle des Herzens mit kühlen Worten darzustellen; jene Lehren endlich, die uns befehlen, mit dem Hungrigen das Brot zu brechen und dem Armen die frohe Botschaft zu verkünden — sie werden nicht für immer verschwinden, um einer Gesellschaft Platz zu machen, die ihr Ziel erreicht hat, wenn sie ihrem Verstand eine bessere Polizei verdankt und ihrem Scharfsinn die Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen.“ *)

Sie werden nicht für immer verschwinden — aber doch auch in immer verwandelter Form auf-

*) S. 844.

erstehen müssen, um fortleben zu können. Aus diesen unvergänglichen Lebens- und Kulturwerten, die verbleiben, wenn alle zeitlichen Anwandlungen und Zufälle unseres Kulturlebens längst verschwunden sein werden, mag sich einst ein reineres Kultur-Milieu herausheben, eine frischere, freiere geistige Atmosphäre, in deren Höhenluft ein lebensfrohes, heiteres und zugleich tieferlebendes Geschlecht zu atmen im Stande ist: „unsere gesünderen Nachkommen“ — wie einer unserer Dichter sagt — „die, eine freudige Götterversammlung, in ihren Tempelpalästen sitzen, um den Altar, den sie sich selbst gebaut haben.“

VI. Kapitel.

Das individuelle Milieu.

Jedes Milieu behält seinen eigenen zuchtwählerischen Charakter, mit dem es an einer jeden Rasse formt und bildet, die in seinen Bannkreis gerät. Freilich, ein sozusagen „germanisches“ Milieu vermag ein von Abstammung mongolisches Volk nicht ohne Weiteres von Grund aus umzuwandeln, noch umgekehrt ein sozusagen „mongolisches“ Milieu ein germanisches Volk, aber doch auf dem Wege der Mimicry etwas aus ihm herauszubilden, das der angestammten Rasse des Milieus ähnlich ist. So sind die Nachkommen der Hunnen in den Tyroler Alpen im Lauf der Jahrhunderte keine Germanen geworden — man erkennt sie, zumal im Passeirer-Thal, noch heute an den kohlschwarzen Haaren und Bärten, an den blitzenden dunklen Augen — sie haben sich aber doch in Form und Gestalt germanisiert. Sie nahmen gleichsam die „Statur“ der Germanen an, während sie ihre mongolische „Natur“ behielten. Umgekehrt haben sich die arischen Volkstrümmer, die in den Bannkreis des himmlischen Reichs verschlagen wurden, in ihrer äusseren Erscheinung mongolisiert, während ihre innere Natur sich nicht in entsprechender Weise akklimatisieren

liess. So behauptet man denn von den Mandschu, dass in ihren Adern einiges arische Blut stecke, dessen Vorhandensein sich allerdings in der Thatsache bemerkbar machen könnte, dass die Mandschu-Dynastie auf dem chinesischen Kaiserthron dem eigentlichen Chinesentum innerlich immer fremd geblieben ist und bis auf den heutigen Tag noch als „fremd“ empfunden wird. Nicht anders hält man sogar die Koreaner für einen ursprünglich arischen Stamm, was aus ihrer Sprache erweisbar sein soll, die von manchen Forschern auf arische Wurzeln zurückzuführen versucht worden ist.

Wie dem auch sein mag, jedenfalls dürfte man aus diesen Beispielen ersehen, dass das Milieu überall nur gleichsam das erweiterte Kleid des Volkes, der Rasse ist, das wohl die äussere physiognomische Erscheinung zu beeinflussen und verändern, aber den inneren rassenhaften Kern nicht anzugreifen vermag, der nur allein der Blutmischung und Rassenkreuzung zugänglich ist und auf dem Wege der sexuellen Befruchtung verschiedenartiger Rasseindividuen verwandelt und umgewertet wird. Wir haben im Vorigen verschiedene „Milieu-Kreise“ unterschieden, in welche Menschheit, Rasse, Volk, Stamm, Individuum eingeschlossen sind. Der äusserste dieser für jede Gruppe wie für jedes Individuum konzentrisch liegenden Milieu-Kreise ist der kosmische, der alles Wesen in sich schliesst, und als nächsten inneren kleineren Kreis die Atmosphäre unserer Erde einbegreift.

Innerhalb dieser wiederum bildet jeder der fünf Erdteile mit seiner eigentümlichen Flora und Fauna, seinem ganzen geologischen und klimatischen Charakter ein grosses Milieu für sich, das allen seinen Bewohnern eine gewisse allgemeine körperliche Konstitution und geistige Physiognomie verleiht, durch die der Australier, der Afrikaner, der Indianer, der Asiate sich auffällig vom Europäer unterscheidet. Die kleineren inneren und intimeren Milieu-Kreise Asiens, Europas, Afrikas und Amerikas, aus denen die weltgeschichtlichen Kulturmächte erwachsen sind, haben wir im Vorigen in grossen Zügen herauszuheben versucht. Es erübrigt nur noch, auf den engsten Milieu-Kreis einzugehen, in den jedes Menschenwesen eingeschlossen ist und den man als das eigentliche, wahre individuelle Milieu bezeichnen muss, das mächtiger und unverwüstlicher ist, als alle die anderen weiteren Milieu-Kreise, und das sie alle überdauert. Wir meinen damit das Milieu von Fleisch und Blut, in welches der lebendige Mensch eingeschlossen ist und das sich wiederum gliedert in Rassen-, Gattungs- und individuellen Charakter, die insgesamt aber zu der unlöslichen, nur mit dem Tode zerfallenden Einheit und Unteilbarkeit der Individualität verwoben und verwachsen sind.

So sind wir denn hier an dem Punkt angelangt, wo Rasse und Milieu, wo Mensch und Mittel in Eins zusammenfallen, an dem geheimnisvollen Lebensgrund, von dem das tiefsinnige Wort Friedrich Hebbels gilt:

Nimmer in tausend Köpfen, der Genius lebt nur in Einem,
Und die unendliche Welt wurzelt zuletzt doch im Punkt.

Und in diesen Punkt, in dem die unendliche Welt wurzelt, in den geheimnisvollen Lebensgrund der Individualität und Persönlichkeit ist unser grösster Genius selbst hinabgestiegen, und die Elemente, die er dabei zu Tage gefördert und in den folgenden einzigen Worten niedergelegt, müssen als das intimste Milieu dieses grossen nicht nur, sondern mutatis mutandis eines jeden Menschen gelten:

Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.

Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.

Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

* * *

Es dürfte nicht unangebracht sein, dieses letzte, innerste, intimste Milieu, das in der That nur das Lebenszentrum und der Brennpunkt ist, um den alle anderen weiteren, äusseren Milieu-Kreise sich bewegen, als ein anderes Reich der Mütter zu bezeichnen, das dem Faustischen wenigstens insofern

ähnlich ist, als die Keime und Urbilder alles kommenden Menschenwesens in ihm verborgen liegen und aus seinem lebenschwellenden, fruchtschwangeren Untergrunde in die Wirklichkeit der Lebenserscheinung wachsen und drängen. Dies andere „Reich der Mütter" ist der Mutterleib, aus dem alles Menschenwesen geboren wird und ohne welches innerste und intimste Milieu es kein Menschenwesen giebt. Wir haben an der wiederholt angeführten Stelle*) dargethan, dass das Cerebrospinalsystem, die „Statur" des Menschen, sich durchaus vom Vater, das heisst, einem väterlichen Vorfahr, das sympathische System oder die „Natur" hingegen von der Mutter oder einem mütterlichen Vorfahr vererbt. Aus dem Ovulum empfangen wir die Leibesbeschaffenheit, die körperliche Komplexion, aus dem Sperma die körperliche Konstitution, in der unser Charakter wurzelt. Jene stellt das unwandelbare Milieu dar, dessen „Horizont" sich auf keine Weise „verändern" lässt und in dem das bewusste Ich oder der menschliche Charakter lebt und webt, empfindet, denkt und handelt. Kein Mensch kann aus seiner Haut heraus, und: naturam expellas furca, tamen usque recurret — heisst es im Sprichwort und Volksmund. Das will im Sinne unseres Gedankengangs besagen: kein Mensch kann aus dem Milieu heraus, das ihm im Mutterleib angeboren worden ist und

*) Kulturgeschichte der Rasseninstinkte, II (Wahlverwandtschaften).

das er mit sich umherträgt, wo immer er steht und geht. Niemand kann sich selbst entfliehen, er müsste denn als ein anderer Peter Schlemihl seinen Leib wie seinen Schatten zu verkaufen und von sich — von seinem bewussten Lebenskern und Lebenswillen — abzulösen imstande sein. Dass er die Grenzen und Schranken seiner Leiblichkeit unaufhörlich fühlt, und um so empfindlicher gewahr wird, je höher er innerlich steht, beweist zur Genüge, dass der Mensch sich auch hier sozusagen in einem Milieu bewegt, mit dem sein eigentlicher Wesenskern zwar für ein bestimmtes Leben, aber nicht notwendig für jeden einzelnen Fall verwachsen ist: ein Milieu, das er wechseln kann, indem er sich fortpflanzt und sein Sperma mit einem anderen Ovulum sich verbinden lässt. Die alten Griechen dürften danach nicht so ganz unrecht gehabt haben in ihrer Auffassung, dass die Weibnatur gleichsam ein Durchgangsstadium sei, das dem Mannwesen das empfangene Pfand in erneuter, verjüngter Form und Gestalt zurückzugeben habe.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Grusse der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So musst Du sein, Dir kannst Du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

* * *

Wenn wir das Natur-Milieu als „erweitertes Kleid“ des Menschen bezeichnen durften, so können Staat, gesellschaftliche und soziale Verhältnisse, endlich Haus und Familie, häusliches Leben, als entsprechende engere und immer engere Gewänder gelten, die ihn umschliessen, einschliessen und unter Umständen einengen. Die Familie aber und das häusliche Leben kann in entsprechendem Sinne wiederum als „erweiterter Mutterleib“, als vergeistigtes mütterliches Milieu, gelten, in dem wir wachsen und werden. Man spricht von einer „vorgeburtlichen Erziehung“; entsprechenderweise kann man von einer „erziehlichen Nachgeburt“ reden, von einer Menschwerdung, die sich unbewusst und ungewollt in dem erweiterten Mutterleib des Hauses und der Familie vollzieht als eine unmittelbare Fortsetzung und Vollendung der organischen Bildung, vermöge deren der Embryo in die menschliche Form und Gestalt hineingewachsen und zum Fötus geworden. Unter den unsichtbaren plastischen Händen dieses mütterlichen Milieus im weiteren wie im engeren Sinne empfängt die bildsame jugendliche Natur die nachhaltigen Eindrücke, die ihre Linienzüge im Wesentlichen für das ganze spätere Leben bestimmen und festlegen. Die Qualität dieses Milieus muss somit schwerer ins Gewicht fallen, als die jedes anderen: sie ist aber identisch mit der Qualität der Mutter. Von der letzteren hängt das Lebensglück oder -unglück des Individuums ab, mit ihr ist sein Lebensschicksal unzertrennlich verflochten. Es ist längst zum Gemeinplatz geworden, dass alle genialen Individuen be-

deutende Mütter gehabt haben; aber für eine solche kann nur die gelten, welche gleich einem zuchtwählerischen Milieu das werdende Menschenwesen mit einem herben, starken, sozusagen nordischen und frohgemuten Leibe umschliesst, und nicht wie mit einer weichlichen, allzu milden und schlaffen südlichen Natur. Das mütterliche Milieu hat dies mit dem natürlichen gemein, dass es nach dem Prinzip des Gegensatzes auf seinen Zögling wirkt und ihn durch Versagen emporzüchtet. Schon die Entscheidung des Embryo für die männliche oder die weibliche Form scheint ja auf strengere, herbere oder üppigere, weichlichere Lebensweise und Nahrung während der Schwangerschaft zurückzuführen. Um wie viel mehr die spätere Entscheidung für einen starken, thatkräftigen oder einen schwachen, lässigen Charakter — gleichviel, ob er in männliche oder weibliche Gestalt eingeschlossen worden.

Um ein solches zuchtwählerisches Mutter-Milieu im weiteren Sinne zu charakterisieren, glauben wir am Besten zu verfahren, indem wir die treffenden Worte Francis Galtons hierhersetzen und unsere Darlegungen mit ihnen beschliessen, die zwar speziell die Erziehungsbedingungen eines Individuums umschreiben, das zum wahrhaft wissenschaftlichen und höheren geistigen Leben bereitet werden soll, aber von solcher Allgemeingiltigkeit sind für alle nach ungeschminkter Wahrheit Strebenden, dass sie als das feinste, höchste und reinste Milieu bezeichnet werden dürfen, in dem echtes Menschen-

tum leben und weben, und von dessen unsichtbaren Händen seine Lebenslinien gezogen und gefestigt werden sollten.

„Es erscheint hochbedeutsam für den Erfolg in der Wissenschaft“ — beginnt der englische Forscher — „dass ein Mensch eine fähige Mutter habe,“ und er begründet dies damit, dass einem solchermassen begünstigten Kinde das Glück zu Teil werde, von den herkömmlichen beengenden, einseitig-parteilichen Einflüssen der häuslichen Erziehung befreit zu sein. „Unsere Rasse ist im Grunde sklavisch,“ fährt er dann fort: „es liegt in der Natur von uns Allen, eher blind an das zu glauben, was wir lieben, als dem zu folgen, was wir für weise halten. Wir sind geneigt, ehrliche, unerschrockene Erforschung der Wahrheit für etwas Unehrerbietiges zu halten. Wir werden ungehalten, wenn Andere uns unsere Götzen rauben und sie rücksichtslos kritisieren, so wie ein Wilder zu den Waffen greift, wenn ein Missionar seinen Fetisch in Stücke schlägt. Frauen werden von diesen Gefühlen noch weit stärker beeinflusst, als Männer; sie sind noch weit blindere Parteigänger und knechtischere Anhänger der Gewohnheit. Glücklich können sich daher Diejenigen schätzen, deren Mütter diese natürliche sklavische Anlage in ihrer Kindheit nicht bestärkten durch solche alltägliche Phrasen wie die folgende: ‚Frage nicht nach diesem oder jenem, denn es ist ein Unrecht, zu zweifeln‘; die hingegen durch Unterweisung und Belehrung ihnen zeigten, dass Forschung weit entfernt davon ist, unehrerbietig zu sein, dass vielmehr

die Verehrung der Wahrheit der freien Forschung verwandt ist und dass Gleichgültigkeit oder Unaufrichtigkeit in der Verfolgung der Wahrheit zu den entwürdigendsten Sünden zählt. Es ist einleuchtend, dass ein unter den dargelegten Einflüssen aufgezogenes Kind weit grössere Aussicht hat, in der Wissenschaft vorwärts zu kommen, als ein anderes, das unter dem Joch dogmatischer Autorität aufwuchs. Von zwei Menschen mit gleichen Fähigkeiten wird derjenige, der eine wahrheitsliebende Mutter hatte, die grösseren wissenschaftlichen Erfolge aufweisen, während der Andere, der unter den Geist beengenden Verhältnissen aufwuchs, gleich den begabten Chinesenkindern nichts Besseres werden wird, als etwa ein Student oder Professor irgend einer toten Litteratur.“ *)

Junge Obstbäume aus rauheren Gegenden zeitigen, in milderes Klima verpflanzt, reichlichere Früchte als die in einem solchen einheimischen. Wo immer das Natur-Milieu ein Lebewesen zum Widerstand herausfordert und, indem es seinen Selbsterhaltungstrieb steigert, es zur Widerstandsfähigkeit erzieht, da wird dieses, wie im Physischen so im Geistigen, das stärkste und tragfähigste seiner Art, die Mitbewerber durchweg überbieten und aus dem Felde schlagen. Das ist nun freilich eine längst allgemein geläufige Lehre, aber so Mancher, der den Darwinismus in diesem Sinne für das organische und soziale Leben gelten lässt und gar gutheisst, ist weit davon ent-

*) Hereditary Genius, S. 189.

fernt, sich mit ihm zu befreunden, wenn es
diese Lehre auf das höhere geistige Leben anzuwe
und die entsprechenden Ergebnisse für dieses wie
jenes einzufordern. Wahrheit und Wahrhaftig
sind rauher Höhenluft und nordischem Winter
vergleichen, die nicht jedes Menschenwesen
zudauern und zu ertragen vermag, wie hinge
die Gepflogenheit, den Menschen das selbstän
Denken zu benehmen und den Zweifel zu erspar
sie in blinden Glauben und gewohnheitsgängeln
träges Philistertum, blödes, sinnlich-dumpfes Da
leben einzulullen, einem milden, verweichlichend
entnervenden Klima. Bedingungslose Wahrheit
Wahrhaftigkeit, rücksichtslose und vor keine
Konsequenzen zurückschreckende intellektuelle R
lichkeit in den höchsten Fragen des Lebens, in
feinsten und geistigsten Dingen — das ist
Milieu, in dem und durch das alle genialen M
schen gross geworden sind, das ist der Mutterk
und das feinste Sieb, das nur geniale Naturen dur
lässt. Hier also haben wir das Milieu der Milie
das identisch ist mit seinen Trägern, mit der Ras
haftigkeit seiner Träger, und den Punkt, wo Ra
und Milieu im höchsten Sinne in Eins zusamm
fallen. Das Milieu der Wahrhaftigkeit, höchsten in
lektuellen Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit ist
erfrischende, befreiende, zuchtwählerische Atmosph
einer geistigen Eiszeit, die aus dem modernen Kult
menschen die arische und germanische Ra
der Zukunft herauszuzüchten bestimmt ist,
welches Milieu vorerst noch den Lebensodem

Wenigen ausmacht, die den Mut haben, sich zu jener zu bekennen. Sie allein werden der Sintflut des modernen Kulturlebens entrinnen und den Grund zu einer neuen Rasse legen, welche nicht zwar den Charakter des sogenannten Übermenschen tragen, aber eine höhere Robustheit in geistiger wie in physischer Hinsicht erworben haben wird, eine erhöhte Widerstandsfähigkeit und Reaktionskraft, die sie allen degenerierenden kulturellen wie natürlichen Einflüssen Trotz bieten lässt und vermöge deren sie Herr über jedes Milieu zu werden vermag. Diese neue Rasse wird einer äusserlichen, natürlichen Zuchtwahl und Auslese durch ein entsprechendes Milieu nicht mehr bedürfen, und durch den Mangel einer solchen nicht mehr zu entarten fürchten müssen, indem sie sich selbst in die Zucht genommen hat und die Hinaufzüchtung ihres — des — Menschenwesens von höheren Gesichtspunkten aus um seiner selbst willen, frei von allen religiösen, sozialen, konventionellen Vorurteilen, sentimentalen Anwandlungen und Bedenklichkeiten, zu ihrem höchsten und vornehmsten Lebensziel und Gesetz erhebt.

Weimar. — G. Uschmann.

JOHANNES RÄDE, Verlag, BERLIN W. 15.

Von den „**Kulturproblemen der Gegenwart**“ ist erschienen als

Band I:

Die Ekstase

in ihrer kulturellen Bedeutung

von

Professor Dr. Thomas Achelis.

Einzelpreis: hochelegant broschiert **M. 2,50**,
in Leinwand gebunden **M. 3,—**.

Inhalt:

Vorwort.
Einleitung.
I. Kapitel: Ursachen der Ekstase.
II. Kapitel: Ethnographisch-kulturgeschichtliche Umschau.
III. Kapitel: Die Ekstase und ähnliche Erscheinungen in ihrer psychologischen Bedeutung und Begründung.
1. Die Ekstase.
2. Somnambulismus, Visionen und Hallucinationen.
3. Der Tanz.
4. Die Hypnose.
IV. Kapitel: Die soziale Bedeutung der Ekstase.
V. Kapitel: Die ethische Bedeutung der Ekstase.
VI. Kapitel: Über die Bedeutung der Ekstase für die Kunst.
Schluss.

JOHANNES RÄDE, Verlag, BERLIN W. 15.

Von den **„Kulturproblemen der Gegenwart“** ist erschienen als

Band II:

Die Bodenreform

Grundsätzliches und Geschichtliches

von

Adolf Damaschke,

Vorsitzender des Bundes der deutschen Bodenreformer.

Einzelpreis: hochelegant broschiert M. 2,50,
in Leinwand gebunden M. 3,—.

Inhalt:

Vorwort.
I. **Weder Kapitalismus noch Kommunismus!**
II. **Die Bodenreform in den Städten.**
III. **Die Bodenreform und das Agrarproblem.**
IV. **Die Bodenreform in Israel.**
V. **Bodenreform im alten Griechenland.**
VI. **Die Bodenreformkämpfe in Rom und ihre Lehren.**
VII. **Henry George.**
VIII. **Die Hohenzollern und die Bodenreform.**

JOHANNES RÄDE, Verlag, BERLIN W. 15.

Von den „**Kulturproblemen der Gegenwart**“ ist erschienen als

Band III:

Wir und die Humanität

Gedankengänge und Anregungen

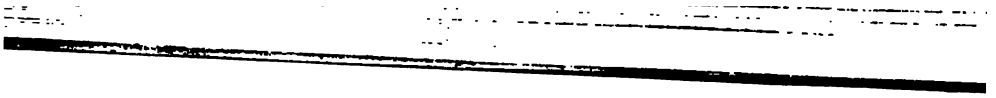
von

Professor Dr. Alfred Klaar.

Einzelpreis: hochelegant broschiert **M. 2,50**,
in Leinwand gebunden **M. 3,—**.

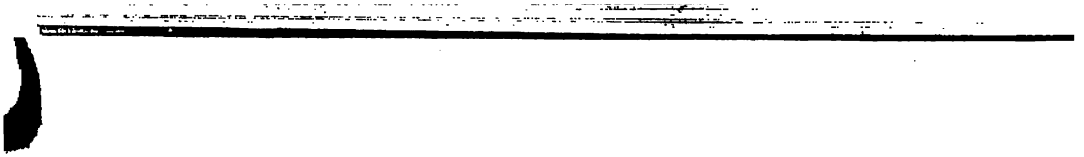
Inhalt:

Vorwort.
I. Wir und die Humanität.
II. Prüfung und Erprobung.
III. Der Faustschüler der Gegenwart.
IV. Das Kleinste.
V. Nietzsche und die Nietzscheaner.
VI. Millionenphantasie.
VII. Sonntagsruhe und Sonntagsbewegung.
VIII. Die „Früchte der Bildung“.
IX. Die Furcht vor dem Banalen.
X. Wir und Ich.
XI. Über alles hinaus.



FEB 1 9 1959

FLEX BINDIN



FEB 19 1959

FLEX BINDING